

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 43

São Paulo, 12. April 1913

IX. Jahrg.

Zur Lage des Kaffeemarktes.

Nachdem sich die Situation Ende März nicht nur in Santos und Rio, sondern auch an den Auslandsmärkten etwas gebessert hatte, ist in der ersten Aprilwoche wieder eine kleine Verschlechterung eingetreten. Wir glauben, daß sie auf die Nachricht zurückzuführen ist, daß Brasilien den Vereinigten Staaten die Zollvergünstigung von 20 Prozent nicht für das Jahr 1913 bewilligt habe. Da die Vereinigten Staaten unser größter Kaffeekäufer sind, so liegt die Befürchtung nahe, sie könnten Gegenmaßnahmen ergreifen, die vor allem den Kaffee treffen und ungünstig auf den Konsum zurückwirken. Wir teilen diese Ansicht nicht, wie wir schon dargelegt haben. Die demokratische Mehrheit des Repräsentantenhauses und der demokratische Präsident der Vereinigten Staaten sind auf Grund eines Parteiprogramms gewählt worden, in dem sich als eines der zugkräftigsten Schlagworte die Phrase vom „billigen Frühstück“ erwiesen hat. Sie werden sich also sehr hüten, durch irgendwelche Zollrepressalien den Kaffee zu verteuern, denn die Liebe des Volkes geht durch den Magen, genau so wie die Liebe des Mannes. Der Kaffee ist ja ohnehin in den Vereinigten Staaten schon seit mehr als Jahresfrist teurer, als die Hausfrauen gewöhnt waren, weshalb auch im Jahre 1912 ein Konsumrückgang von über 400.000 Sack zu verzeichnen war.

Das zweite Baissemotiv, das erfolgreich ausgenutzt wurde, waren wiederum die Ernteschätzungen. Die Baissiers drüben operieren merkwürdiger Weise noch immer erfolgreich mit hohen Schätzungen, die sie sich von „befreundeten Fazendeiros im Innern“ oder von Kommissionshäusern in Rio und Santos zuschicken lassen. Aber alle diese Schätzungen sind, auch wenn sie aufrichtig sind, so individuell und einseitig, daß man auf sie nicht bauen darf. Ist es schon nicht leicht, eine Getreideernte einigermaßen richtig zu schätzen, so stellen sich der Schätzung der Kaffee-Ernte nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Ein erfahrener Pflanzler (aber nur ein wirklich erfahrener) vermag zwar seine eigene Ernte ziemlich richtig zu schätzen, weil er das Alter der einzelnen Bestände, die Lagen, die Bodenqualität usw. genau kennt, aber schon bei der Schätzung der Ernten seiner Nachbarn pflegt er zu versagen. Man vermag in einer Kaffeepflanzung eben nicht ohne weiteres zu erken-

nen, was einem Getreidefeld der geübte Blick sofort ansieht. Um wieviel irriger müssen nun erst die Schätzungen von Santosfirmen sein, deren Aufkäufer zwar eine Reihe von Fazenden gesehen haben, aber bei weitem nicht die Hälfte! Zumal bei den Berichten der Aufkäufer ein psychologisches Moment unwillkürlich stets mitspielt: sie müssen, um möglichst billig kaufen zu können, dem Fazendeiro die eigene und fremde Ernten recht hoch vorstellen, und bekanntlich glaubt man schließlich selber das, was man anderen recht oft erzählt hat. Wir selbst sahen dieser Tage im Staate Rio eine Pflanzung, die überreich trug. Wollten wir nach ihrem Stand schätzen, so mußte das Tal des betreffenden Fließchens eine stattliche Ernte liefern. Als wir das Fließchen passierten, sahen wir, daß die Pflanzungen auf dem anderen Ufer — auf Steinwurfweite von der ersten entfernt — so gut wie gar nichts trugen. Wie oft mögen Irrtümer auf diese Weise unterlaufen!

Daß die Schätzungen tatsächlich höher auszufallen pflegen, als die Ernte nachher ergibt, kann man aus einer interessanten Zusammenstellung schließen, die der „Estado de São Paulo“ veröffentlichte. Vom 11. Februar 1911 bis zum 25. August desselben Jahres wurden 24 Ernteschätzungen für die Ernte 1911-1912 abgegeben, die Beachtung fanden, 21 für Santos und 3 für Rio. Die Schätzungen für Santos schwankten zwischen 10 und 12,5 Millionen Sack, für Rio lautete eine auf 3 Millionen, die beiden anderen auf 3,5 Millionen. In Wirklichkeit ergab Santos 9.973.000 Sack und Rio 2.191.000 Sack. Für Rio waren also 509.000 bzw. 1.009.000 Sack zuviel geschätzt worden! Die Uberschätzungen für Santos bewegten sich zwischen 27.000 Sack und 2.527.000 Sack. Bei Millionenziffern wollen Differenzen von 27.000 natürlich nichts besagen, so daß man die betreffenden Schätzungen als richtig bezeichnen darf. Aber von 21 Angaben wiesen nur zwei diese geringe Differenz auf, während die anderen mindestens 1.027.000 Sack zuviel geschätzt hatten. Es waren also 19 Schätzungen total falsch. Merkwürdiger Weise ist keine einzige Schätzung bekannt geworden, die hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Das sollte doch zu denken geben und die Herrschaften etwas vorsichtiger machen, die sich berichten lassen, daß die diesjährige Ernte für Rio 3,5 und für Santos 10,5—11—12 Millionen Sack ergeben werde. Es kann auch anders kommen! Nicht verschwiegen werden darf, daß dieselbe Santos-Firma, deren hohe Ernteschätzung diesmal den Anstoß zu dem jähen

Preissturz gab, auch 1911 den Rekord in der Ueberschätzung gehalten hat: sie rechnete damals für Santos 2.527.000 Sack mehr heraus, als wirklich geerntet wurden, und für Rio 1.009.000 mehr; als sie die Rioschätzung abgab, zwei Monate später, hatte sie ihren Santoskalkül allerdings auf 12 Millionen Sack ermäßigt, immer noch 2.027.000 Sack zuviel. Die Herabsetzung wurde aber durch die Ueberschätzung von 1 Million für Rio gleichzeitig mehr als kompensiert, und außerdem hatte das Unglück an den Märkten ja schon zwei Monate lang seinen Lauf genommen.

Der sichtbare Weltvorrat verringerte sich im März um 348.000 Sack gegen den Vormonat. Wir geben nachstehend die Statistik über den Weltvorrat für die einzelnen Monatsersten wieder:

	1912—13	1911—12
Juli	10.965.000	11.085.000
August	11.035.000	10.877.000
September	11.438.000	11.451.000
Oktober	12.151.000	12.383.000
November	12.682.000	13.122.000
Dezember	12.861.000	13.420.000
Januar	13.437.000	13.566.000
Februar	12.692.000	13.167.000
März	11.980.000	12.580.000
April	11.632.000	12.247.000
Mai		11.813.000
Juni		11.390.000

Wochenschau.

Deutschland.

— Es heißt, daß Deutschland daran denke, die im Reiche ansässigen Fremden zu der Militärsteuer heranzuziehen. Vor einigen Wochen hieß es, daß das Reich an eine solche Steuer nicht denke. Welche Meldung soll nun die richtige sein?

— Die Diskussion über die neue Militärvorlage wird am Montag, den 7. April, beginnen. Vor den Debatten wird der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg eine Darstellung der internationalen Lage geben. Man ist vollkommen überzeugt, daß die Vorlage ohne eine große Diskussion angenommen wird und daß auch die Kreditbewilligung so gut wie sicher ist. Die österreichischen Blätter sind sehr begeistert, daß Deutschland dieses große Opfer bringt. Sie könnten noch hinzufügen, daß dieses Opfer Oesterreichs resp. der Habsburger wegen gebracht wird.

— Die mit Spannung erwarteten Debatten über die neue Militärvorlage sind am Montag, den 7., durch den Reichskanzler eröffnet worden. Herr von Bethmann-Hollweg schilderte die gegenwärtige Weltlage und wies nach, daß Deutschland gezwungen sei, sich zu rüsten. Rußland habe die wirtschaftliche Krisis überwunden und werde sein Heer sehr bedeutend vermehren. Zwischen Deutschland und Rußland bestehe wohl eine alte solide Freundschaft, aber man dürfe die panslawistische Bewegung nicht aus den Augen verlieren, die für Deutschland eine Gefahr werden könne. Auch zwischen Deutschland und Frankreich bestehe keine Spannung, aber doch hätten die französischen Chauvinisten es vermocht, eine Aufregung hervorzurufen und das nur dadurch, daß sie das deutsche Heer als unter dem französischen stehend hinstellten. Damit sei schon gesagt, daß die deutsche Stärke eine Garantie des europäischen Friedens sei. In dieser Rede betonte der Reichskanzler wiederholt, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England jetzt die denkbar besten seien. Nach dem Reichskanzler, dessen Aus-

führungen mit einem großen Beifall aufgenommen wurden, sprach der sozialdemokratische Abgeordnete Haase gegen die Vorlage. Nachher sprachen Abgeordneter Spahn vom Zentrum und Abgeordneter Liebert von der Reichspartei, beide für die Vorlage.

— Die am Montag gehaltene große politische Rede des deutschen Reichskanzlers wird von der ausländischen Presse im großen und ganzen günstig besprochen. Am begeistertsten äußern sich die österreichischen Blätter und das auch mit dem besten Grund, denn die Vorlage wurde ja sozusagen wegen der österreichischen Politik eingebracht. Die englischen Blätter sind mit den Ausführungen Herrn von Bethmann-Hollweg sehr zufrieden, denn sie seien geeignet, die Weltlage zu klären. Auch die italienischen Blätter sind zufrieden und stellen mit Genugtuung fest, daß die deutsch-englischen Beziehungen sich bedeutend gebessert haben. Die gemäßigten französischen Blätter haben ebenfalls an der Rede wenig auszusetzen, denn sie müssen zugeben, daß sie absolut nicht kriegerisch gestimmt war. Die chauvinistischen Zeitungen benutzen dagegen natürlich den Anlaß, um von der Notwendigkeit des dreijährigen Militärdienstes zu sprechen. — Ueber die Aufnahmen der Rede durch die russische Presse liegen noch keine Nachrichten vor.

— Die Debatten über die Heeresvorlage wurden am Dienstag fortgesetzt. Zuerst sprach der national-liberale Abgeordnete Ernst Bassermann für das Projekt. Die Dreibundmächte hätten ihre Streitkräfte anders verteilen müssen und deshalb sei der Dreibund nicht mehr so stark wie er sein müßte. Oesterreich-Ungarn habe infolge der veränderten Lage auf dem Balkan ansehnliche Kontingente an der serbischen Grenze konzentrieren müssen. Italien müsse in Tripolitanien eine große Streitmacht unterhalten und deshalb müsse Deutschland, um das Gleichgewicht herzustellen, seine Armee vermehren. Nach Bassermann sprach der Konservative, Graf von Kanitz, der den Ausführungen des Reichskanzlers rückhaltslos zustimmte. Der Abgeordnete Müller-Meiningen sprach wohl für die Vorlage, wollte aber die Kavallerie nicht so stark vermehrt wissen, wie das Projekt es vorschlug. Der Kriegsminister Heeringen versuchte die Ausführungen Müllers zu widerlegen. Als letzter sprach der Zentrumsmann Erzberger, der nach seiner bekannten Art mit der Erklärung herausplatze, daß Rußland für Deutschland eine kolossale Gefahr bedeute und deshalb müsse Deutschland, wie vor zwei Jahren sogar die Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht gesagt hätten, seinen letzten Pfennig hergeben, um gegen diese Gefahr gerüstet zu sein. (Wenn Erzberger von der großen Russengefahr spricht, dann muß es ja wahr sein. Am Anfang des Balkankrieges bewies dieser Abgeordnete, daß er ein großartiger Kenner der Weltlage ist, denn er sagte: „Dieses Balkangesindel wird von den Türken Hiebe kriegen, daß es auf der Flucht seine verlausten Pelzmützen verliert.“)

— Nach der „Vossischen Zeitung“ will die deutsche Kolonialbank durch große Landkäufe den deutschen Kolonialbesitz vergrößern.

— Aus Berlin wird berichtet, daß der Führer der russischen Kadeten (konstitutionelle Demokraten), Prof. Markow, ein Bruder des Ministers des Innern, in der Versammlung der Vorstände aller parlamentarischen Parteien, die von dem Minister des Aeußern einberufen wurde, Sasonow den Rat gegeben habe, die Tripleentente zu verlassen und die Annäherung an Deutschland zu suchen.

— In Berlin verstarb Prof. Dr. Adol. Slaby. Der Verstorbene war am 18. April 1849 zu Berlin ge-

boren und ein hervorragender Elektrotechniker. Ihm wird der Gedanke der Funkentelegraphie zugeschrieben. Früher hat er verschiedene technische Hochschulen geleitet, darunter auch die in Charlottenburg. Zuletzt war er Professor an der Berliner Universität.

Die Berliner Polizei hat eine Kampagne gegen die Hutnadeln oder eigentlich Hutspieße eröffnet. Die Damen sind aber überzeugt, daß sie nicht leben können, wenn man ihnen das Recht nimmt, die Augen der lieben Mitmenschen zu gefährden, und sie machen der Polizei die Erfüllung ihrer Aufgabe sehr schwer.

Frankreich

Der deutsche Lenkballon, der bei Luneville landete und von französischen Militärbehörden angehalten wurde, ist wieder nach Deutschland zurückgekehrt, denn es hat sich herausgestellt, daß die deutschen Offiziere, die den Ballon lenkten, sich auf einer einfachen Spazierfahrt befanden und wirklich im Nebel die Richtung verloren hatten. Als sie unter sich eine französische Garnison sahen, hielten sie es für besser, sofort zu landen, als weiter zu fliegen. Es handelte sich also nicht um einen Motorendefekt oder um Mangel an Benzin, sondern die Offiziere wollten, indem sie den Fall erklärten, den Franzosen die Aufregung und der Diplomatie die Schreibereien ersparen. Die Offiziere der Garnison Luneville haben die deutschen Kameraden sehr freundlich aufgenommen. Als der Ballon sich erhob, um nach Deutschland zurückzukehren, stiegen zahlreiche Aeroplane auf und begleiteten den „Zeppelin“ bis an die Grenze. Dort bedankte sich die deutsche Ballonbesatzung für die freundliche Behandlung und das Geleite und die Aeroplane kehrten nach Luneville zurück. Erfreulicherweise ist der Fall nicht aufgebauscht worden.

Von den Balkanländern.

Die Sache wird immer schöner. Aus den letzten Nachrichten gewinnt man den Eindruck, als ob Großmächte vor Montenegro zurückweichen wollten. Es heißt nämlich, daß man als Ersatz für das heißbegehrte Skutari Montenegro eine große Summe Geldes anbieten werde. Das wäre ein Rückzug der Großmächte, die doch mit ihrer gewaltigen Flottendemonstration das kleine Montenegro einschüchtern wollten. — Die Montenegriner haben, obwohl die fremden Geschwader schon vor Antivari, nur einige Kilometer von Skutari entfernt, kreuzen, die Beschießung der Festung noch nicht eingestellt. Sie wollen Skutari zu Falle bringen, mag es nun den Großmächten gefallen oder nicht und Nikita ist sogar soweit gegangen, einem englischen Journalisten gegenüber zu erklären, daß Skutari nach kurzer Zeit seine Hauptstadt sein werde. — Die londoner „Times“ sagen, daß die Kollektivaktion der Mächte nicht instande sein werde, den Fall Skutari zu verhindern. — Pariser Blätter beklagen, daß Frankreich an der Demonstration vor Antivari teilgenommen habe, auf der anderen Seite freuen sie sich aber, daß die Großmächte so einig sind. Nur Rußland ist der Demonstration ferngeblieben. Wie Oesterreich-Ungarn im Norden, so macht Italien wieder im Süden von Albanien allerlei Quästionen und in Griechenland ist man über die italienischen Pläne schon nicht mehr besonders erbaut, denn sie durchkreuzen die Absichten der Hellenen. Die Italiener sollen ja, wie sie selbst sagen, in Albanien Interessen haben und deshalb wollen sie energisch mitsprechen. — Eine auffällige Nachricht kommt aus Petersburg. Der Minister des Aeußern, Graf Sasonow, hat die Führer der einzelnen

parlamentarischen Parteien zu einer Versammlung eingeladen, um ihnen seine Politik zu erklären und von ihnen Ratschläge entgegenzunehmen. Diese Einladung hatten keinen vollen Erfolg, denn die Führer der Nationalisten blieben der Versammlung fern unter der eigenartigen Begründung, daß sie mit den Kollegen von den anderen Parteien nicht zusammenkommen wollen. Jetzt wird Sasonow die Nationalisten besonders empfangen und seinen Speech, den er vor den anderen Parteiführern schon gehalten, wiederholen. Die russischen Nationalisten wollen — wie die anderen Nationalisten auch — die halbe Welt auffressen, die anderen, die nicht so gute Patrioten sind, aber etwas mehr Verstand haben, wollen dagegen von einem Kriege nichts wissen. — Was Sasonow den Parteiführern gesagt und was diese ihm vorgeschlagen, darüber wird leider nicht berichtet, obwohl es sehr interessant wäre, zu erfahren, wie Rußland, auf dessen Wink doch die Balkanländer losmarschierten, jetzt den Konflikt beigelegt sehen möchte. Auffällig ist es aber immerhin, daß Sasonow die parlamentarischen Parteien in seine Pläne einweihet und von ihnen Ratschläge entgegennimmt, denn das deutet darauf hin, daß er die Verantwortung nicht allein tragen will.

Nach einigen Meldungen ist die Konferenz, die den wegen der Grenzfrage zwischen Rumänien und Serbien entstandenen Streit schlichten soll, bereits zu einem befriedigenden Resultat gekommen; nach anderen Nachrichten ist wieder das direkte Gegenteil der Fall und ist der bulgarische Delegierte, Dr. Danjew, plötzlich nach Sofia abgereist, um neue Instruktionen zu holen. Infolge des großen Lärms, der um Skutari entstand, hat man von dieser Konferenz in den letzten Tagen gar nichts gehört.

Eine besorgniserregende Nachricht kommt aus Petersburg. Graf Sasonow hat in der Duma erklärt, daß zwischen Serbien und Bulgarien ein Streit auszubrechen drohe, denn beide Länder seien in der Frage der Grenzbestimmung nicht einig. Zuerst hätten beide Balkanländer sich dem Spruch des russischen Kaisers unterwerfen wollen; jetzt mache Serbien aber Ausflüchte. Wenn Sasonow schon pessimistisch zu sprechen beginnt, dann muß es um die Sache schlecht bestellt sein, denn dieser Minister pflegt überhaupt wenig zu sprechen, und wenn er spricht, dann ist man gewöhnt, optimistische Aeusserungen zu hören. Aus Berlin kommt eine ähnliche Nachricht. Die Balkanländer ständen schon einander feindlich gegenüber, denn Serbien erhebe Ansprüche auf Adrianopel und Bulgarien erhebe Ansprüche auf Saloniki. Danach bestände die Spannung nicht nur zwischen Bulgarien und Serbien, sondern auch Griechenland wäre daran mitbeteiligt. Die Bulgaren haben allerdings mehr geleistet, als die anderen alle zusammen. Die anderen haben nur Teilerfolge errungen, während Bulgarien durch den schnellen Vorstoß gegen Tschataldscha den entscheidenden Schlag geführt hat, aber Verdienste und Rechte werden ja sehr selten anerkannt. — Erfreulicher als die fatale Mitteilung betreffend Bulgarien und Serbien ist die Erklärung Sasonows, daß Rußland gar nicht daran denke, sich in ein kriegerisches Abenteuer zu stürzen. Montenegro werde Skutari nicht bekommen. Die Flottendemonstration vor Antivari werde friedlich verlaufen, denn die Schiffe würden keine Mannschaften landen. Diese Erklärungen des russischen Ministers haben in Wien einen guten Eindruck gemacht, wo man jetzt ausnahmsweise mit Sasonow zufrieden ist. Es wäre aber doch interessant, zu erfahren, wie Sasonow die verwickelte Geschichte ins Reine zu bringen denkt. — Vor Antivari befinden sich jetzt drei österreichische Kriegsschiffe, ein deutsches, zwei italienische, ein

englisches und ein französisches. Trotzalledem denkt König Nikita nicht daran, die Beschießung Scutari einstellen zu lassen.

In Adrianopel befürchtet man den Ausbruch einer Epidemie. Die Türken haben ihre Gefallenen innerhalb der Stadt sehr nachlässig beerdigt und deshalb ist die Luft der ganzen Gegend verpestet. Die Bulgaren wollen die Massengräber vertiefen und dadurch die drohende Epidemie verhindern, aber das dürfte kaum noch möglich sein. Die Natur dürfte das Menschenwerk vollenden und die Seuche die hinraffen, welche die Kugeln verschont haben.

Die neuesten Telegramme erwähnen den von uns gestern besprochenen Brief des Russenkaisers nicht, was doch sowohl wegen der Bedeutung wie wegen des auffällig scharfen Tones unbedingt geschehen müßte. Die Zeitungen der Länder, deren Regierungen der Zar ungerecht und gewalttätig nennt, mußten sich zu der Sache äußern und der Telegraph würde diese Stimmen bekanntgeben. Da dieses nicht geschehen ist, so ist die Annahme, daß ein solcher Brief des Kaisers überhaupt nicht vorliegt, heute berechtigter als gestern.

Der englische Minister der Aeußern, Sir Eduard Grey, hat im Unterhause eine große politische Rede gehalten, in der er erklärt hat, warum die Großmächte gegen das kleine Montenegro vorgegangen sind. Bei Montenegro handle es sich nicht mehr um einen Befreiungs-, sondern um einen Eroberungskrieg, es kämpfe nicht mehr um seine Unabhängigkeit, sondern es wolle dem kaum selbständig gewordenen Albanien ein großes Gebiet entreißen. Die Grenzen Albaniens seien von den Großmächten bereits bestimmt und diese Grenzen seien so gezogen, daß sowohl Montenegro wie Serbien einen Gebietszuwachs erhalte, das ihren Anstrengungen entspreche. England habe an der Festsetzung der albanischen Grenzen kein direktes Interesse. Es würde jedem Vertrag beigetreten sein, der von den meisten Großmächten vorgeschlagen worden wäre, nachdem aber England sich mit den anderen Mächten für eine Grenzlinie entschlossen habe, müsse es die anderen in dem Bestreben unterstützen, diese Grenze respektiert zu machen. — Das klingt alles sehr verständlich, aber die Worte Greys können den Eindruck der Lächerlichkeit nicht verwischen, den die Großmächte durch ihre Kollektivdemonstration in der ganzen Welt erweckt haben. Nach der Selbständigkeitserklärung Albaniens wurden die Serben aus Durazzo zurückgerufen; sie mußten das Gebiet räumen, weil sie in Albanien nichts zu suchen hatten. Dasselbe hätte mit den Türken in Skutari geschehen sollen; die Garnison mußte die Stadt entweder verlassen, oder aber mußte sie sich, da sie sich auf albanischem Boden befand, unter den Schutz derjenigen Mächte stellen, die Albanien selbständig erklärt hatten. Dann hätten die Montenegriner die Beschießung des Platzes nicht mehr eröffnen können und die Geschwader der Großmächte hätten ihre Kohlen sparen können.

Oesterreich habe wirklich beschlossen, die albanische Küste zu blockieren. Warum das geschehen soll, wird nicht gesagt. Die Dreibundmächte und England seien mit der Blockierung einverstanden.

Eine sonderbare Meldung kommt aus Wien, die aber deshalb, weil sie von der „Reichspost“ stammt, eine sehr geringe Glaubwürdigkeit hat. Nach dem genannten Blatte soll Bulgarien die Regierungen von Serbien und Montenegro verständigt haben, daß es in dem Falle, wenn die Sonderpolitik dieser zwei Länder den Friedensschluß verzögern sollte, aus dem Balkanbund austreten würde.

Die Untersuchung der gegen die Montenegriner erhobenen Anklagen, daß sie die katholischen Al-

banesen gewaltsam zum griechischen Glauben „bekehrt“ hätten, liegt nach der Auffassung der Regierung von Cetinje in den unrechten Händen. Der katholische Erzbischof von Dschakowo, der die Untersuchung führe, bemühe sich die Zeugen durch Versprechungen zu falschen Aussagen zu veranlassen und darin werde er von dem österreichischen Konsul unterstützt. Ein katholischer Erzbischof ist auch jedenfalls nicht die geeignete Persönlichkeit, eine solche Untersuchung zu führen, denn er ist ja in diesem Streit die interessierte Partei.

Das bulgarische Kriegsministerium habe 20.000 Reservisten beurlaubt. Das erweckt den Eindruck, als ob Bulgarien den Krieg als beendet betrachtete. Zu dieser Meldung steht aber eine andere im Widerspruch, nach der die Bulgaren auf Monastir zu marschieren, das jetzt von den Serben besetzt ist.

Die panslawistische Bewegung in Rußland scheint einen revolutionären Charakter anzunehmen. Die Studenten der Universität Kiew, die seit Jahren ein Revolutionsherd ist, haben eine große Manifestation veranstaltet und Vorkämpfer der Freiheit der Slawen auf dem Balkan in allen Tonarten gefeiert. Der Rummel beginnt demnach wirklich gefährlich zu werden, wenn auch nicht für Europa, so doch für das „Väterchen“, denn die Stützen des Thrones, die Nationalisten, verbinden sich mit den umstürzlerischen Elementen. Jetzt kam man darauf wetten, daß die panslawistische Bewegung nicht mehr von den flachsgelben Slawen, sondern von den schwarzgelockten Söhnen Israels geleitet wird.

Notizen.

São Paulo.

Staatsanleihe. Am Dienstag wurde der Kontrakt der neuen Staatsanleihe im Regierungspalast unterzeichnet. Von Seiten des Staates zeichneten die Herren Dr. Rodrigues Alves, Präsident; Dr. Joaquim Miguel Siqueira, Finanzsekretär, und Dr. Luiz Arthur Varella, Fiskalprokurator des Staates; für Henry Schröder & Comp., London, National City Bank, New York, und Bleichroeder, Berlin, zeichnete Herr Otto Uebele als Vertreter des Hauses Theodor Wille & Comp. und für die Société Générale und Banque de Paris et de Pays Bas, Paris, zeichnete Herr Louis Dapples, Direktor der Banque Française et Italienne pour l'Amerique du Sud. Der Kontrakt wurde bei dem sechsten Notar der Staatshauptstadt, Herrn Capitão Thiago Mazagão, eingetragen. Die Stempelgebühr betrug 123:750\$000. — Im brasilianischen Gelde beträgt die Anleihesumme 112.500 Contos.

Der deutsche Gelehrte Professor Dr. Martin Ficker hat sich kontraktlich auf ein Jahr zur Leitung des hiesigen Bakteriologischen Instituts verpflichtet.

Schulwesen. Herr Otto Beust wurde durch Dekret vom 8. April zum Lehrer an dem Gymnasium in Ribeirão Preto ernannt.

Aviatik. Eduardo Chaves hatte die Absicht, am Sonntag, den 6. April, einen Flug nach Campinas zu machen. Er mußte aber aus wichtigen Rücksichten diesen Plan aufgeben. Der Aviatiker ist seit einigen Tagen leicht erkrankt, und wenn die Unpäßlichkeit auch nichts auf sich hat, so konnte es ihm doch nicht ratsam erscheinen, einen größeren Flug zu wagen.

Viehhausstellung. Die Viehausstellung auf der zootechnischen Station „Dr. Carlos Botelho“ wird, wie jetzt definitiv festgesetzt worden ist, am 3. Mai nachmittags um 1 Uhr eröffnet werden.

Schulwesen. Die Staatsregierung wird den bekannten Professor Herrn Othoniel Motta nach den Vereinigten Staaten schicken, um dort die Schulverhältnisse zu studieren. Derselbe wird seine Reise am 7. April mit dem von Santos auslaufenden Dampfer „Vasari“ antreten. Ebenso wird Herr Motta aufhe Brasilien auf dem im Juni in New York zusammentretenden Kongreß christlicher Jünglinge vertreten.

Medizinische Fakultät. Es heißt, daß die Staatsregierung für die medizinische Fakultät, die vorläufig in der Handelsschule untergebracht ist, ein eigenes Gebäude in Aussicht habe und es kaufen werde.

Kaffeepropaganda. Die Herren Spiaccaci und Frezza haben eine besondere Propaganda für den Kaffee organisiert. Die Kolonisten selbst sollen den Kaffee in kleinen Postpaketen an ihre Bekannten in Italien schicken und zwar durch die Vermittlung der genannten Herren, die dann die Weitersendung besorgen. Die Versandkosten sind gering: ein Kilo Kaffee kann für zwei Milreis nach Italien geschickt werden (das nennen die Herren geringe Kosten!) Mit diesem Propagandaplan hätten die Herren am ersten April kommen sollen, da hätte man ihn für einen Witz gehalten; sie kamen aber zwei Tage später.

Eisenbahnen. Am 6. April wird die Zweiglinie der Mogyana von Guaxupé nach Muzambinho eröffnet werden. Die Strecke ist 38 Kilometer lang.

— Die Arbeiten an dem doppelten Geleise zwischen Jundiaby und Campinas sind schon gut vorangeschritten und werden jedenfalls bis Juni zu Ende geführt werden können.

Unsere italienischen Freunde. Das italienische Ministerium des Aeußern hat ein Zirkular verschickt, in dem es vor einer Eisenbahngesellschaft warnt, die eine Linie von Matto Grosso nach Amazonas baut. Bei diesem Bau sollen schon sechzehntausend Menschen zugrunde gegangen sein. Die Arbeiter sollten sich hüten, sich von dieser Gesellschaft, einem amerikanischen Unternehmen, anwerben zu lassen. Da das Zirkular erkennen läßt, daß die Madeira-Mamoré-Bahn damit nicht gemeint ist, so müssen wir eingestehen, daß wir von einem solchen Massengrab in Matto Grosso und Amazonas noch nichts gehört haben. Das italienische Ministerium des Aeußern weiß aber verschiedenes besser, und so wird es wohl auch diesmal recht behalten wollen.

Ein großes Unternehmen. Hier in São Paulo hat sich unter dem Namen „Companhia Estrada de Ferro e Agricola de Santa Barbara“ mit 2.500 Contos de Reis Kapital eine Gesellschaft gebildet. Diese Gesellschaft wird von Villa Americana oder einer anderen Station der Companhia Paulista eine Eisenbahn nach Santa Barbara bauen. Sie wird sich auch mit der Landwirtschaft befassen, sowie mit der Ausnutzung von Wasserfällen für industrielle Zwecke. Der Gesellschaft gehören bedeutende Kapitalisten als Gründer an.

Stempelmarken. Seit einigen Tagen fehlen am Platz Bundesstempelmarken. Die Marken von dreihundert Reis, die man am meisten braucht, sind gar nicht mehr zu haben und auch der Vorrat der anderen geht zu Ende. Das bedeutet hier, wo jede Quittung gestempelt werden muß, einen ungeheuren Mißstand und doch denkt keiner, auf den es ankommt, hier Abhilfe zu schaffen. Wenn man nicht schon an alles gewöhnt wäre, dann wäre es unbegreiflich, wie es dazu kommen kann, daß eine Stadt ohne so notwendige Dinge, wie die Bundesstempelmarken gefassen wird. Werden eines schönen Tages auch nicht die Postmarken ausgehen?

Eine schwere Anklage. Dieser Tage wurde gegen den spanischen Konsularagenten in Des-cavado die Anklage erhoben, daß er die Kolonisten gegen die Fazendeiros aufreize. Dieses Gerücht scheint aber etwas übertrieben zu sein. Der Agent behauptet, daß er nur einige geflohene Kolonisten in seinem Hause aufgenommen habe und das sei ihm als Aufreizung ausgelegt worden. Und doch habe er nicht anders handeln können, weil er doch schließlich da sei, um die Kolonisten zu beschützen. Wenn es sich mit der Sache so verhält, dann war sie kaum der Rede wert, vorläufig ist sie aber noch nicht aufgeklärt und man kann sich über sie die verschiedensten Gedanken machen.

Historische Gemälde. Der Maler Antonio Pareira hat sich erboten, zwei historische Bilder zu malen, die Gründung São Paulos und ihre Erhebung zur Stadt darstellend. Die Präfektur wird, wie es heißt, die Offerte annehmen und die Bilder malen lassen. Sie sollen zwanzig Contos kosten.

Die Zentralbahn hat sich wieder einmal in ihrem vollen Glanze gezeigt. Der Ex-Präsident von Kolumbien, General Reyes, wollte nicht den Nachtzug benützen, weil er nachts nicht gerne reise und natürlich auch die Gegend sehen wolle, durch die das Geleise führte. Deshalb fuhr er eben mit dem Tagzug, der um sechs Uhr abends hier ankommen sollte. Er kam aber um halb zwölf Uhr nachts an, mit einer der üblichen Verspätungen von nicht ganz sechs Stunden. Auf einen Studienreisenden muß das ja einen wunderbaren Eindruck machen.

Reiskultur. Aus dem Munizip Itapetininga kommt die Nachricht, daß die Reissaat dieses Jahr ausgezeichnet steht. Zur Düngung des Bodens hat man dort die „Mucuna“-Bohne benutzt und dieser Dünger hat sich sehr gut bewährt.

Japanische Einwanderung. Das Ackerbausekretariat erhielt die Nachricht, daß der Dampfer „Wakasa Maru“ mit 1510 Auswanderern an Bord von Kobe nach Santos abgefahren ist.

Prof. Vincenzo Grossi. Der Tod des brasilianischen Honorarkonsuls in Rom, Herrn Vincenzo Grossi, hat im ganzen Lande einen großen Eindruck gemacht. An ihm hat Brasilien einen Freund verloren, wie man selten einen findet. Der plötzlich aus dem Leben geschiedene Schriftsteller und Gelehrte, der nur aus großer Freundschaft zu Brasilien den Posten eines Honorarkonsuls in Rom angenommen, erreichte ein Alter von nur dreiundfünfzig Jahren. Er war in Biella 1860 geboren und studierte die Rechte. In seinen Schriften befaßte er sich aber sehr wenig mit der Rechtswissenschaft: seine Lieblingsthemata waren Geschichte, Ethnographie und Literatur. Die meisten seiner Schriften sind in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut, doch hat er auch ca. zehn Bände Studien herausgegeben, von welchen zwei oder drei Brasilien behandeln. Seine letzte Korrespondenz an das „Jornal do Commercio“, die noch zu seinen Lebzeiten erschien, behandelte Gerhart Hauptmann, da er aber jede Woche einen Artikel zu schreiben pflegte, so dürften noch zwei oder drei Korrespondenzen unterwegs sein. — Als Dr. Vincenzo Grossi das vorletzte mal in Rio de Janeiro war, befand sich gerade der italienische Historiker Guillelmo Ferrero hier auf seiner Vortragstour. Dieser Rassegenosse des nachher hier vielgenannten Herrn Paul Adam, glaubte den brasilianischen Zuhörern hauptsächlich dadurch zu schmeicheln, daß er die lateinische Rasse in alle Himmel erhob und deshalb griff er ohne jeden Grund den großen deutschen Geschichtsforscher Theodor Mommsen an, dem er, weiß Gott, was für Irrtümer und dazu auch noch Parteilichkeit nachweisen wollte. Das verletzte Vincenzo Grossi, der ein Verehrer

Mommsens war und er schrieb eine Widerlegung Ferreros. Wir wissen nicht, ob Mommsen im Auslande jemals besser verteidigt worden ist, als damals durch den italienischen Gelehrten, der ihn gegen einen eigenen Landsmann in Schutz nahm. Einige brasilianische Schriftsteller, darunter auch ein Akademiker, sprangen Ferrero bei, während Grossi wieder in Sylvio Romero einen ausgezeichneten Bundesgenossen erhielt. Durch dieses herzhafte Eintreten für die deutsche Wissenschaft, die hier herabgesetzt werden sollte, hat Grossi sich ein schönes Verdienst erworben, das ihm nicht vergessen werden soll.

Bananenausfuhr. In Santos sind einige französische Kapitalisten angekommen, die sich für den Bananenexport interessieren. Sie betreiben schon seit längerer Zeit einen schwunghaften Bananenhandel und beziehen die Ware von den Kanarischen Inseln. Jetzt können diese Inseln aber nicht mehr genügend produzieren und deshalb suchen die Kaufleute nach einem neuen Produktionsfeld und sie glauben, dieses Feld an der Paulistaner Küste gefunden zu haben, die bekanntlich für die Bananenkultur vorzüglich geeignet ist. Die Herren wollen die Bananenpflanzler besuchen und sollten diese nicht genügend liefern können, dann würden die Franzosen in der Nähe von Santos größere Ländereien ankaufen, um eine große Bananenkultur anzulegen. Dieses wird jedenfalls nicht nötig sein, denn unsere Bananenpflanzler können ihre Plantagen ja in kurzer Zeit vergrößern, daß sie das von den französischen Kaufleuten benötigte Quantum produzieren können. Sollte aber dies nicht der Fall sein, dann läge noch immer kein Grund vor, neue Felder anzulegen, die den Kaufleuten selbst gehören, denn in den Küstenstrichen von Paraná und Santa Catharina wachsen soviel Bananen, daß sie für ganz Europa genügen; die Franzosen brauchen sie nur abzuholen.

Ueber die Hafengesellschaft. Dieser Tage — es war etwa um 3 Uhr nachmittags — hatten sich im Büro der Hafengesellschaft in Santos ca. fünfzig Despachanten eingefunden, um die Abgaben zu bezahlen, und die Gesellschaft hatte nur einen einzigen Beamten, der das Geld in Empfang nahm und die Quittungen ausstellte. Deshalb mußten die Despachanten stundenlang warten, um ihr Geld loszuwerden, diese vielbeschäftigten Leute, auf die man immer schimpft, wenn etwas nicht schnell genug erledigt wird, mußten ihre kostbare Zeit verlieren, weil der Gesellschaft es so gefiel. Zu diesem Falle macht eine santenser Zeitung folgenden sehr guten Kommentar: „Wenn man uns sagt, daß dieses Land viele Talente hat, so werden wir antworten: Jawohl, ohne Zweifel. Wenn man uns sagt, daß es in diesem Lande entschlossene Willen gibt und wahre Kapazitäten der Arbeit, so werden wir noch antworten: Es ist so. Wenn man uns aber sagt, daß es hier ein Verständnis und eine systematische Verwaltung gäbe, dann werden wir sagen: Ach was, das sind Geschichten. Es gibt hierin wenig Ausnahmen, so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen. Einige hat der Staat São Paulo gehabt, eine hatte die Munizipalität der Staatshauptstadt — Conselheiro Antonio Prado. Aber im allgemeinen ist die öffentliche wie die private Verwaltung direkt armselig.“ Auf die Hafengesellschaft trifft das zu und noch auf vieles andere. Es fehlt nicht an Talent, aber es fehlt an Methode und mit dem Talent allein ist nicht gedient. Was nützt es, daß die Hafenanlagen großartig entworfen sind und das Werk einen guten Eindruck macht, wenn die Sache nicht richtig funktioniert, wenn der Betrieb jeden Augenblick wieder stockt, wenn hunderte und

tausende von Arbeitsstunden verloren gehen, vertrübt werden müssen, weil es hier und dort nicht klappt? Es gibt größere Häfen als der von Santos, ihre Anlagen sehen nicht so imposant aus, aber die Tätigkeit spielt sich ab wie am Schnürehen, weil praktische Leute die Geschäfte leiten, und weil alles nach dem Grundsatz handelt: Zeit ist Geld. Die Hafengesellschaft bildet wohl keine Ausnahme, aber bei ihr fällt es ganz besonders auf, weil sie mehr bedeutet als andere Unternehmen, weil der ganze Staat auf sie angewiesen ist, denn der Hafen von Santos ist ja das Tor zu São Paulo — aber ein Tor, das nicht richtig schließt und nicht richtig aufgeht.

Bevölkerungsbewegung. In der vorigen Woche starben hier 201 Personen. In derselben Zeit wurden 316 Geburten registriert und 86 Ehen geschlossen.

Eisenbahnen. Die Staatsregierung hat mit der Companhia Paulista einen Vertrag unterzeichnet betreffend den Bau einer Eisenbahn von Nova Odessa nach Piracicaba. Der Bau, dessen Kosten auf 3.147:219\$000 veranschlagt worden sind, soll in sechs Monaten begonnen werden und in zwei Jahren fertig sein. Die Spurweite der neuen Bahn beträgt 1,60 Meter.

Selbstmord. Heute morgen um etwa 1 Uhr fand ein Polizist auf der Varzea do Carmo die Leiche eines unbekannten Mannes. In ihrer Nähe lag ein Revolver, mit dem der Unbekannte Selbstmord verübt hatte. Die Leiche wurde nach der Zentralpolizei gebracht.

Eine Selbstmordkomödie hat die im Hotel dos Estrangeiros wohnhafte Halbweltlerin Brazilian de Freitas, ein 17jähriges Dämchen, ausgeführt. Sie mietete nach Mitternacht einen Wagen und ließ sich durch die Vorstädte fahren. Auf dem Largo dos Guayanazes nahm sie eine Dose Cocain und begann sofort jämmerlich zu schreien. Der Kutscher brachte sie nach einer Apotheke, wo ihr Gegengift eingegeben wurde. Sie befindet sich außer Lebensgefahr.

Diebstahl. Die Firma Zanotta, Lorenzi & Co. ist die einzige Vertreterin einer bestimmten Marke Portwein. Sie hat diese Marke erst vor einigen Tagen erhalten und hat dieselbe noch gar nicht auf den Markt gebracht. Deshalb war sie nicht wenig erstaunt, als in einem Armazem in der Braz dieser Wein bereits verkauft wurde. Die Polizei wurde von diesem Falle verständigt und da stellte es sich heraus, daß ein Lastfuhrmann eine Kiste Wein entwendet und dem Geschäftsmann in der Braz verkauft. — Wenn es so geht, dann ist das Stehlen ja ein sehr leichtes Geschäft. Der Besitzer des Armazens in der Braz wußte doch jedenfalls, daß der Lastfuhrmann kein Weinhändler ist und aus purer Klassensolidarität hätte er nicht eine Ware kaufen sollen, die notorisch einem anderen Kaufmann gestohlen worden war.

Bankdividende. Die London and Brazilian Bank hat vom Mutterhaus in London ein Telegramm erhalten, nach dem das Direktorium die Verteilung einer Dividende von 12 Proz. und eines Bonus von 8 Proz. vorschlägt, sodaß die Dividende eigentlich 20 Proz. beträgt. Auf den Reservefonds werden 100 000 Pfund Sterling übertragen.

Aufgeklärter Fall. Am 3. Februar morgens ritt der Landwirt Frederico José Plens in Angatuba, Munizip Itapetininga, in den Wald um Rohr zu holen. Nach einigen Stunden kehrte er, durch einen Schuß in den Kopf schwer verwundet zurück. Er hatte sich noch auf dem Pferde halten können, aber er konnte nicht mehr sprechen und so verschied er, ohne daß er imstande gewesen wäre, irgend einen Aufschluß über den Fall zu geben. Es wurde

eine Untersuchung eingeleitet, um festzustellen, ob es sich um ein Unglück oder um ein Verbrechen handelte. Diese Untersuchung ist jetzt abgeschlossen und zwar mit dem Resultat, daß die tödliche Kugel aus dem Karabiner des Landwirtes selbst stammte.

Ruinen und Trümmer. Nichts geht über unsere Stadtverschönerung! Vor einiger Zeit wurde mit dem Abbruch der alten Kathedrale begonnen und die Arbeit schritt am Anfang ziemlich schnell vorwärts. Auf einmal wurde sie aber eingestellt. Ein Teil des Turmes blieb stehen und der steht auch heute noch. Warum man den Steinhaufen nicht wegräumt, das ist ein Geheimnis, welches nur die Eingeweihten kennen. Maucher sagt, daß die Ruine solange dastehen müsse, bis die neue Kathedrale erbaut sei, andere Leute flüstern wieder, daß jemandem der Engel Gabriel im Traume erschienen sei und befohlen habe, den Abbruch einzustellen. Wer nun recht hat, wissen wir nicht — vielleicht keiner von beiden. — Die Räumungsarbeiten haben, wenn wir uns nicht irren, nicht die Kirchenbauer, sondern die professionellen Stadtverschönerer zu besorgen und deshalb scheint uns die Vermutung berechtigt zu sein, daß die Herren etwas von sehenswürdigen Ruinen gelesen haben und nun die Ruine der Kathedrale deshalb nicht ganz wegräumen, weil sie den Steinhaufen auch für eine Sehenswürdigkeit halten. Diese Idee wäre gar nicht so übel, wenn São Paulo, das jetzt mit Vorliebe das südamerikanische Paris genannt wird, durch die Konservierung der Ruinen auch den Ruf eines südamerikanischen Pompeji erhalten würde.

Eine humane Maßnahme will die Staatsregierung treffen. Sie will für die tuberkulösen Verbrecher ein eigenes Gefängnis bauen lassen, damit sie nicht die Gesunden anstecken. Den Strafvollzug will also unsere Regierung so human wie möglich machen. Sie sorgt für die Gefangenen mehr als andere Regierungen und es wäre nur noch zu wünschen, daß sie die nach dem modernen Strafrecht unentbehrliche Untersuchung des Geisteszustandes der Angeklagten einführen würde, dann wäre São Paulo hierin entschieden auf der Höhe. Gegen die Einführung der Untersuchungen des Geisteszustandes wird in konservativen Kreisen, die an die Willensfreiheit glauben, eifrig agitiert und noch nenlich meinte ein Blatt, daß nicht der Angeklagte auf seinen Geisteszustand untersucht werden sollte, sondern sein Verteidiger, der den dahingehenden Antrag stellt. Diese Agitation ist aber nicht mehr am Platze, denn das Strafgesetzbuch enthält schon den Paragraphen, daß die Sinnesverwirrung bei der Begehung der Tat die Strafe ausschließe und deshalb ist es nur noch logisch, daß die Sinnesverwirrung, mit der man bereits rechnet, wissenschaftlich festgestellt wird. Der Glaube an die Willensfreiheit ist wohl ein alter Glaube, das Alter verleilt ihm aber nicht wissenschaftlichen Wert und man kann nicht mehr verlangen, daß man die Angeklagten so behandle wie vor hundert Jahren, wo man in jedem Verbrecher einen Menschen erblickte, der aus freiem Willen eine strafwürdige Tat begangen hat.

Ankunft. Der brasilianische Vizekonsul in Dresden, Herr Dr. Ataliba Florence, ist auf Besuch in São Paulo eingetroffen. Herr Dr. Florence ist Paulistaner, aber schon seit längerer Zeit in Dresden ansässig, wo er den reisenden Landsleuten wie auch Brasilien überhaupt schon sehr wertvolle Dienste geleistet hat. Daß Brasilien auf der Hygiene-Ausstellung in der sächsischen Hauptstadt so gut abschnitt, war zum großen Teil das Verdienst des Herrn Dr. Florence.

Die Telephongesellschaft hat die besten Reformen in Aussicht gestellt und eine gründliche Verbesserung des Dienstes versprochen, aber man kann hinhören, wo man will, man hört doch wieder dieselben alten Klagen, daß der Telephondienst einfach miserabel sei. Viele Häuser haben das Telephonabonnement aufgegeben, weil der Apparat nur Platz wegnahm, ohne auch nur einen geringen Dienst zu leisten. Woran es liegt, daß der Telephondienst so schlecht funktioniert, das wissen wir nicht, aber die Gesellschaft selbst sollte es wissen und den Schaden so schnell als möglich abbestellen. Aber mit ihr erleben wir genau dasselbe wie mit anderen Unternehmungen dieser Art. Dem Publikum wird eine Engelsgeduld zugemutet, und wenn nicht in Worten, so bekennen sich die Herren der Telephongesellschaft zu dem Standpunkt, daß das Telephon nicht des Publikums wegen, sondern umgekehrt, das Publikum des Telephons wegen da sei. Die Gesellschaft hat das Monopol und damit ist sie zufrieden. Wer nicht mit dem schlechten Dienst einverstanden ist, der soll das Telephon entbehren, die Gesellschaft hat doch ihre guten Einnahmen.

Stempelmarken. Seit einigen Tagen herrscht, wie bereits berichtet, hier am Platze ein großer Mangel an Stempelmarken. Die gesuehtesten Werte — 300 Reis — sind überhaupt ausgegangen, und die 100 Reis-Marken sind auch schon selten geworden. Die Schuld an diesem unhaltbaren Zustand soll, wie das Bundesschatzamt in Rio de Janeiro erklärt, nicht an dieser Zentralstelle, sondern an der hiesigen Delegacia Fiscal liegen. Die Delegacia habe zwar Stempelmarken verlangt, aber sie habe das nicht in der vorgeschriebenen Form getan und deshalb habe man den „Prozeß“ zurückschicken müssen. — Es mag ja sein, daß diese Delegacia Fiscal die Schuld daran trägt, daß São Paulo keine Stempelmarken hat, die Erklärung des Bundesschatzamtes ist aber auch zum Malen. Das Schatzamt wußte, denn es war, wie es selbst zugesteht, davon verständigt, daß hier die Stempelmarken ausgegangen sind; ihm war aber die „vorgeschriebene Form“ die Haupt- und die Bedürfnisse des Handels Nebensache. Und da sagt man, nur in den Monarchien herrsche der heilige Burean-kratius.

Provisorische Irrenanstalt. Am Freitag stattete der Justizsekretär, Herr Dr. Sampaio Vidal, in Begleitung des Direktors der Irrenanstalt von Juquery, Herrn Dr. Franco da Rocha, der in Perdizes errichteten provisorischen Irrenanstalt einen Besuch ab. Dr. Franco da Rocha war mit der Einrichtung des Hauses sehr zufrieden. Heute sollen die Irnsinnigen, die auf dem Polizeiposten in Bom Retiro festgehalten sind, nach der provisorischen Anstalt überführt werden.

Handelswoche. In der vergangenen Woche betrugen die Verkäufe in Santos 21.003 Sack gegen 43.902 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 3500 gegen 7233 Sack. Der Markt öffnete mit derselben Tendenz mit der er am Sonnabend vorher geschlossen hatte, mit 78300 für Typ 4 und 68300 für Typ 7. So blieb es bis Mitte der Woche, da trat auf den Konsummärkten eine Baisse ein und der santenser Markt zeigte sich zurückhaltend. Der Tag der größten Verkäufe war der Freitag mit 8796 Sack (auf der Nominalbasis), der der kleinsten Verkäufe der Dienstag mit 4119 Sack. Die Zufuhren betrugen 33.926 Sack gegen 33.893 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt betrug 5654 Sack. Seit dem 1. Juli betrugen die Zufuhren 8.026.512 Sack gegen 9.187.898 Sack in derselben Periode des Vorjahres. Verkauft wurden seit dem 1. Juli 5.348.996 Sack und verschifft 7.932.617 Sack. Die Vorräte betrugen

am Sonnabend 1.439.722 Sack gegen 1.924.622 Sack am gleichen Datum des Vorjahres.

Nachklänge des Eisenbahnunglücks auf der Mogyana. Der Staatsanwalt der Komark Campinas hat gegen den Maschinisten des am 26. Februar in der Nähe von Jaguary entgleisten Zuges der Mogyana, Antonio Freire, Anklage erhoben, weil sich bei der Untersuchung herausgestellt hat, daß er mit zu großer Geschwindigkeit gefahren ist. Gleich nach dem großen Unglück hieß es anders. Zu allererst zirkulierte wohl die Version, daß die Geschwindigkeit zu groß gewesen sei, dann wurde aber gesagt, daß der Zug in dem gewöhnlichen Tempo gefahren sei und daß man nach der Katastrophe die Bremsen angezogen gefunden habe; jetzt hat sich aber wieder herausgestellt, daß die erste Version die richtige war. Der Zug habe eine Verspätung von acht Minuten gehabt und diese habe der Maschinist einholen wollen. — Der Richter hat die Anklage angenommen und am 14. ds. findet in Campinas die erste Zeugenvernehmung statt.

Polizeisehule. Die Staatsregierung hat für die Polizei schon sehr viel getan. Der frühere Justizsekretär, Herr Dr. Washington Luiz, hat den Sicherheitsdienst in vieler Hinsicht vervollkommen und man darf wohl sagen, daß die paulistaner Polizei heute schon die beste von Brasilien ist. Aber es ist noch vieles zu tun, um dieselbe ganz auf die Höhe zu bringen, welche dieser so wichtige Dienst heutzutage einnehmen muß. Deshalb hat das Justizsekretariat einen Professor an der Universität von Lausanne, Herrn Dr. Felix Reiss, als Lehrer der Polizei gewonnen. Herr Dr. Reiss ist eine Autorität auf dem Gebiet des Polizeiwesens, daß er als solche anerkannt wird, geht schon daraus hervor, daß er in verschiedenen europäischen Ländern den Polizeidienst organisiert hat. Zuletzt hat er Oesterreich und Rußland als Organisator des Polizeiwesens Dienste geleistet. Es handelt sich also um eine Kraft ersten Ranges, die von unserer Staatsregierung gewonnen ist und wir dürfen erwarten, daß es Herrn Dr. Felix Reiss gelingen wird, unsere Polizei so auszubilden, daß sie sich neben den besten der Welt sehen lassen kann. Man kann nun wohl einwenden, daß São Paulo keiner solchen Polizei bedarf wie das dicht bevölkerte Oesterreich und das Ursprungsland der Dynamitarden und der Automobilbanditen, Rußland, aber man darf nicht vergessen, daß die Polizei die Pflicht hat, vorzubeugen. Jetzt hat São Paulo noch nicht ein solches Verbrechertum wie die europäischen Länder, da die alte Welt ihr Gesindel aber der neuen Welt abgibt, da die Apachen nicht minder heiselerstigt sind als andere Leute, so ist die Befürchtung sehr berechtigt, daß auch hier Bonnots und Garniers auftauchen können. Das moderne Verbrechen arbeitet „wissenschaftlich“, und wenn die Polizei nicht wissenschaftlich ausgebildet ist, dann muß sie notwendigerweise den Kürzeren ziehen, wie das ja vor einem Jahr in Paris geschah, wo die rückständig gebliebene Polizei von einer Handvoll Verbrecher so ins Bockshorn gejagt wurde, daß sie überhaupt nicht mehr wußte, was sie tun und was sie lassen sollte, bis sie schließlich zum Mord durch Dynamit griff. — Dr. Felix Reiss wird hier Vorlesungen über die Verbrecher halten und seinen Zöglingen wird die Gelegenheit geboten werden, sich praktisch zu betätigen, d. h. sie werden zum Polizeidienst herangezogen werden.

Café de Paris. São Paulo hat jetzt ein Café, das allen Anforderungen entspricht. Am Sonnabend nachmittag wurde in Anwesenheit zahlreicher geladener und zahlloser ungeladener Gäste das Café de Paris eröffnet. Schon beim Betreten des Hauses hat man den Eindruck, daß man sich in einem erst-

klassigen Etablissement befindet. Die Wand- und Deckenmalereien, die Teppiche, die Vorhänge und nicht zuletzt die Dienerschaft machen den allerbesten Eindruck. Alles ist sehr elegant, reich, aber frei von jedem Protz. Die ganze großartige dekorative Ausstattung ist von der Casa Allemã geliefert worden: sie ist erstklassig. Den Namen des Malers fanden wir leider nicht und in dem großen Gedränge am Einweihungstage konnte das Personal keine Informationen geben. — Das Café, das in viele Räume eingeteilt ist, ist groß genug, um dreihundert Personen auf einmal fassen zu können, so daß das Café de Paris nicht nur das eleganteste, sondern auch das größte Lokal dieser Art in São Paulo ist. Es ist aber nicht ein Café im engeren Sinne, denn man kann in dem Café de Paris auch soupieren und es übernimmt auch die Zubereitung von Festessen im Hause, wofür es ein großes Sortiment von hochherrschaftlichen Tischgeschirren hat. — Die Preise sind, wie wir uns überzeugen konnten, nicht übertrieben. Es sind keine Spezialpreise, sondern dieselben, die man in der Stadt in den besseren Häusern überall bezahlt. — Der Besuch des neuen Cafés kann den Familien, die in einem eleganten Lokal verkehren wollen, nur empfohlen werden. — Das Café de Paris gehört, wie schon seinerzeit berichtet, der „Companhia de Grandes Cafés de São Paulo“ und steht unter der bewährten Leitung des Herrn Vicente Rosati, der, wie dem Publikum schon zur Genüge bekannt ist, ein äußerst tüchtiger Fachmann ist.

Einbruch. Daß die hiesigen Freunde fremden Eigentums unternehmungslustige und verwegene Leute sind, ersieht man aus folgendem Fall. In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag drangen Diebe in das Geschäft des Herrn Firmino Ramos, Rua Barão de Itapetininga 49, und stahlen dort vier große elektrische Lampen von dreihundert Kerzenstärken. Das genannte Geschäft befindet sich in der nächsten Nähe des „Café de Paris“, das die ganze Nacht sehr besucht und sehr hell beleuchtet war. Der Verkehr auf der Straße war sehr groß, an Licht fehlte es nicht, und doch gelang den Dieben ihr Unternehmen tadellos. Die Polizei hat die Entschuldigung, daß sie gegenwärtig nicht über genügend Mannschaften verfüge, um die Stadt so wie es sein sollte, bewachen zu können. Dieser Mißstand besteht wirklich, wie wir berichtet haben, infolge des Turnzwanges, und die Gauner machen sich das zu nutze.

Das neueste Kapitel eines Romans. Unseren Lesern ist jedenfalls die Geschichte des Ehepaares Fink erinnerlich, das hier vor der Polizei eine sentimentale Szene aufführte, weil ihm die schöne Tochter Charlotte mit einem Spanier durchgegangen war und das sich schließlich als ein ganz elendes Kastenpaar erwies. Das neueste in diesem Roman ist, daß der junge Herr Amaden Balandero die schöne Charlotte geheiratet hat. Das ist hier in aller Stille am vorigen Freitag geschehen und am demselben Abend ist das junge Paar nach Rio abgedampft, wo es am Montag den Dampfer „Atlanta“ bestieg, um nach Europa zu fahren. Amaden Balandero ist, wie sich hier herausstellte, ziemlich vermögend, so daß die Charlotte eine gute Partie gemacht hat. Ihre Eltern sitzen im Gefängnis und warten, bis der Minister des Innern das Dekret unterzeichnet, das sie aus Brasilien ausweist. Charlotte ist ihnen für alle Zeiten entrückt und sie können nur ihre Dummheit beklagen, die sie zur Polizei laufen und die Flucht ihrer Tochter anzeigen ließ. Wäre das nicht geschehen, dann hätten sie als „anständige Leute“ das schöne Land Brasilien verlassen können; jetzt bekommen sie nun zwar die Freipassage, aber der Kapitän des Dampfers wird dann

verständigt, was sie für Vögel sind. Wie wird wohl Frau Charlotte ihrer Eltern gedenken?

Prozeß gegen eine Mutter. Am 6. November vorigen Jahres hat die Syrierin Marcellina Metri ihre acht Tage alten Zwillinge vor der Sta. Casa ausgesetzt, weil sie die Kinder, von ihrem Manne verlassen, nicht erhalten konnte, da sie gezwungen war, zu arbeiten. Trotz dieses Sachverhalts wurde gegen sie der Prozeß eingeleitet und ist jetzt das Beweisverfahren eröffnet worden. Der Rechtsanwalt Dr. Cyrillo Junior hat sich erboten, die Verteidigung der armen Frau zu führen.

Mord. Am Sonntag nachmittag spielten einige Farbige auf dem Campo de Sant' Anna Karten. Nach dem Spiele verlangte einer der Spieler die Auszahlung von zwei Milreis, die er gewonnen hatte, und da der andere nicht zahlen wollte oder konnte, so entstand ein großer Streit, bei dem, wie es üblich ist, auch der Revolver in Aktion trat. Bevor aber der Revolvermann, es war der Gewinner, die Waffe gebrauchen konnte, wurde er hinterrücks von einem anderen namens Sebastião Osorio festgehalten und entwaffnet. Damit schien die Sache erledigt zu sein, der Gewinner wollte aber seinen Revolver zurückhaben und Sebastião wollte ihn wieder als „erobert“ behalten. Schließlich wurde er aber überredet, die Patronen herauszunehmen und die Waffe auszuliefern. Vorher wollte er aber noch einen Schuß abgeben und dabei richtete er die Waffe auf die Gruppe der Spieler. Der Schuß krachte und ein gewisser Lino de Almeida, Neger und 26 Jahre alt, stürzte tödlich in die Brust getroffen zu Boden. Sebastião Osorio stellte sich selbst der Polizei und Lino de Almeida verschied auf dem Spielplatz bevor die Assistencia eingetroffen war. — Nach den Zeugnisaussagen scheint es sich nicht um einen unglücklichen Zufall zu handeln, denn Sebastião hat die Waffe auf die Gruppe gerichtet, vielleicht in der Absicht, den Mann zu treffen, der seinen Revolver langte. Der Zufall besteht demnach nur darin, daß Sebastião einen Menschen traf, der mit dem Streit nichts zu tun hatte.

Strassensprengung. Die Munizipalpräfektur hat in einem Schreiben an das Ackerbausekretariat Wasser für den Sprengungsdienst verlangt und das Sekretariat hat dieses Schreiben an die Wasserabteilung weitergeleitet. Diese Schreiberei ist vollkommen unnütz. Die Präfektur weiß ebenso gut wie jeder andere auch, daß die Wasserleitung für die Straßensprengung nichts liefern kann, weil das Wasser sowieso kaum ausreichend ist. Wenn der Herr Baron jetzt Wasser verlangt, um die Sprengautomobile fahren lassen zu können, so weiß er, daß er nur eine abschlägige Antwort bekommen kann und um diese scheint es ihm gelegen zu sein. Die Sprengautomobile brauchen aber nicht von der Leitung das Wasser zu beziehen, obwohl dieses das bequemste wäre. Die Autos können mit geringem Zeitverlust zum Tieté fahren und dort die Behälter vollpumpen. Daran denken aber die Herren Stadtväter nicht.

Wagenfiskalisation. Am Montag um 9 Uhr begannen die per Motorrad fahrenden Polizisten ihren Dienst. Diese Polizisten haben hauptsächlich die Aufgabe, die Chauffeure, die mit vorschriftswidriger Geschwindigkeit fahren, zur Ordnung zu rufen. Mit dem schnellen Rade können sie die Automobile, wenn die Chauffeure Miene machen, zu entkommen, verfolgen. Dieser Dienst erstreckt sich vorläufig auf folgende Straßen: Avenida Paulista, Angelica, Maranhão, Veridiana, Sta. Cecilia, Palmeiras bis Freguezia d'O, Rangel Pestana, Tiradentes, S. Cactano, Moóca, Itapetininga und Hippodromo.

Unsere Stadtverwaltung wird von der fluminenser „Noite“ scharf unter die Lupe genom-

men. Der Artikel wird durch verschiedene Illustrationen unterstützt, die das São Paulo von heute vor die Augen führen. Schön sieht die „verschönerte“ Stadt gerade nicht aus. Die Trümmerhaufen sind in einer Stadt, wo viel gebaut und viel abgerissen wird, nicht zu vermeiden, in São Paulo sind sie aber doch gar zu viel und man gewinnt den Eindruck, als ob es der Stadtverwaltung sehr an der Enteignung und der Niederreißung, als an dem Bauen liegen würde. Nach der „Noite“ sollen auch die Finanzen der Stadt nicht die besten sein und damit dürfte die Zeitung die Wahrheit gesagt haben, denn die 45 Millionen-Anleihe ist, da die Erlaubnis des Staatskongresses noch aussteht, noch nicht perfekt, und was da war und was da einkam, das ist durch die Enteignungen, die nicht immer im Interesse der Allgemeinheit lagen, verpulvert worden. — Auch darin hat die „Noite“ recht, wenn sie sagt, daß die paulistaner Bürgerschaft mit dem Herrn Baron unzufrieden sei, weil er für die Reinlichkeit und der Hygiene der Stadt so wenig Sorge. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, mit Herrn Raymundo Duprat zufrieden zu sein, denn er hat das sonderbare Geschick, so ziemlich alles verkehrt anzufassen: was er tun sollte, das läßt er sein, was er nicht in Angriff nehmen sollte, das wird beschleunigt und schließlich findet er sich selber in dem Labyrinth der Pläne und Entwürfe nicht mehr zurecht und nur das weiß er und wissen wir, daß der ganze Verschönerungsrummel ein Heidengeld kostet.

Fieber. Der Präsident der Munizipalkammer von Iguape hat an den Staatssekretär des Innern telegraphiert, daß in der Region von Juquia ein bössartiges Fieber grassiere. Der Direktor des Sanitätsdienstes hat darauf angeordnet, daß Herr Dr. José Augusto Arantes sofort nach jener Gegend abzureisen hat, um die zur Bekämpfung des Fiebers erforderlichen Maßregeln zu ergreifen.

Fußwanderer. Gestern ist der spanische Fußwanderer Tilman hier angekommen, der im Jahre 1904 eine Reise um die Welt angetreten hat. Tilman ist von seiner Frau und einem Söhnchen begleitet. Er hat auf seiner langen Reise seinen Unterhalt durch Vorträge und Zauberkünste verdient.

Wechselfälschung. Herr Dr. Moacyr de Macedo Chagas hat der Polizei die Anzeige von einer großen Fälschung erstattet, die der Sohn einer der besten Familien ausgeführt haben soll. Der junge Mann, dessen Name, wie es bei solchen Fällen üblich ist, nicht genannt wird, stammte aus Rio de Janeiro und gehörte einer Familie an, die unter dem Kaiserreich eine sehr große Rolle gespielt habe. Er habe hier gegen gefälschte Wechsel große Summen abgehoben und in Rio de Janeiro sei es ihm gelungen, gegen fälsche Unterschrift Bundesapolicies im Werte von dreißig Contos abzuheben. Der Hauptgeschädigte sei der Anzeigerstatter selber.

Ein Wüstling ist in der Person des 42jährigen verheirateten Portugiesen José Ferreira verhaftet worden. Dieser in der Rua do Trabalho wohnhafte Mann hat vor einer Woche die zwölfjährige Tochter einer Wäscherin eingeladen, mit ihm zu einem Photographen zu gehen und das Mädchen hat dieser Einladung entsprochen. Am Sonntag nachmittag hat er das Mädchen wieder getroffen und es aufgefordert, mit ihm die Bilder abzuholen. Das Kind ist wieder mit ihm gegangen und Ferreira hat es nach der Penha verschleppt, wo er es in einem Waldchen vergewaltigen wollte. Glücklicherweise ist auf die Hilferufe des Mädchens ein Polizeisoldat herangeeilt, der die Ausführung der Absicht verhindert und Ferreira in flagranti verhaftet hat.

Bundeshauptstadt.

Bundessparkasse. Im vorigen Jahre hatte die Bundessparkasse 77.753 Eingänge mit zusammen 36.870:951\$820 und 51.405 Ausgänge mit zusammen 29.886:249\$000. Der Saldo war am Ende 1912 um 9.166:362\$654 größer als am Ende des vorhergehenden Jahres.

Strategische Bahnen. Gestern hat die Kommission zum Studium und Bau der strategischen Ergänzungsbahnen im Staate Rio Grande do Sul ihre Ausreise angetreten. Sie steht unter der Leitung des Ingenieurs João Bley Filho und soll ihre Arbeiten mit dem Studium der Bahnlinie Pelotas-S. Pedro beginnen. Diese Nachricht wird leicht Verwunderung erregen, denn man hatte allgemein erwartet, daß zunächst einmal am oberen Uruguay gearbeitet wird, um den argentinischen Bahnbauteilen Gegenlinien entgegenzusetzen.

Ein Schadenfeuer suchte die Spinnerei und Weberei Corcovado heim, die in Laranjeiras gelegen ist. Das Feuer brach um 1/2 10 Uhr abends im Spindelsaale aus. Dort halten während der Nachtstunden sechs Wächter abwechselnd Wache. Sowie sie den Brand gewahrten, benachrichtigten sie den Feuerwehrposten in Humaytã, der einen Löschzug mit 30 Mann entsandte. Da der Brandoffizier ein weiteres Umsichgreifen des Feuers befürchtete, so bat er die Feuerwehrzentrale um Hilfe. Von dort trafen nach kurzer Zeit zwei Dampfspritzen und weitere 30 Mann unter dem Befehl des Kommandanten Aguiar ein. Es gelang des Feuers in der kurzen Zeit von einer Stunde Herr zu werden. Einige Feuerwehrleute wurden bei den Lösearbeiten leicht verwundet. Ueber die Brandursache konnte bisher nichts ermittelt werden. Der Schaden wird auf 50 Contos geschätzt. Da die Fabrik bei verschiedenen Gesellschaften mit insgesamt 6000 Contos versichert ist, so erleidet sie keinen Verlust.

Die Auswanderung nach Europa, die alljährlich stattfindet, wenn drüben der Sommer naht, hat begonnen. Drei große Dampfer, die „Sierra Cordoba“ des Norddeutschen Lloyd, der „Kaiser Franz Josef I.“ der Austro-Americana und die „Regina Elena“ des italienischen Konzerns brachten vom La Plata etwa 1300 Passagiere, denen sich hier weitere 400 gesellten. Auch die „Burdigala“ der Compagnie Sud-Atlantique war schon in Buenos Aires so belegt, daß die hiesige Agentur dringend bitten mußte, doch wenigstens ein paar Plätze freizuhalten. Das geht nun so fort bis in den Juni hinein. Im September und Oktober, wenn das Geld alle geworden ist und drüben die Kälte einsetzt, findet die große Rückwanderung statt. Dann werden drüben die Kajüten ebenso heiß umstritten, wie augenblicklich bei uns.

Trauungsskandal. Es ist bekannt, daß in Rio nichts leichter ist als eine Ziviltrauung zu arrangieren. Haben die Leutchen, die in den Hafen der Ehe einzulaufen gedenken, keine Papiere, so begeben sie sich zu einem der vielen Winkelkonsulenten, die in den Inseratenspalten der populären Blätter ihre Dienste für diesen Zweck anbieten und lassen sich dort die nötigen Dokumente fabrizieren. Ob sie richtig sind oder falsch, danach fragt der Standesbeamte nicht. Hauptsache, daß die Formalitäten erfüllt sind und er seine Gebühren einstreichen kann. Auch die Zeugen bestätigen alles, was man von ihnen verlangt. Warum denn sollten sie einem guten Freunde nicht gefällig sein? Daß dadurch die Rechtssicherheit gefährdet wird, ist klar. Wenn es einem Schwindler beliebt, so kann er unter einem Dutzend verschiedener Namen ein Dutzend Ehen eingehen und ein Dutzend Frauen um

Hab und Gut bringen. Die „Noite“, die schon manchen Krebschaden unserer Verhältnisse erfolgreich bekämpft hat, beschloß, auch diese Trauungen einmal an den Pranger zu stellen. Deshalb organisierte einer ihrer Reporter eine falsche Trauung: ein Bräutigam mit falschem Namen und falschen Papieren, eine Braut mit falschem Namen und falschen Papieren, zwei Zeugen mit falschen Namen. Das Experiment gelang natürlich glatt, und die „Noite“ berichtete triumphierend über das Ergebnis. Aergerliches Räuspern und Köpfe-Zusammenstecken in allen Amtsstuben. Schließlich ersuchte der Staatsanwalt die Polizei, von der „Noite“ den Namen jenes Reporters zu erfragen, um gegen ihn ein Verfahren wegen Anstiftung zu Betrug, Urkundenfälschung und Beilegung eines falschen Namens, wegen Verspottung der staatlichen Autorität etc. p. p. zu eröffnen. Ferner will der Staatsanwalt die Namen des falschen Brautpaares und der falschen Zeugen festgestellt haben, um auch gegen sie vorgehen zu können. Ob der Vertreter der Rechtspflege Erfolg haben wird, steht noch dahin. Den Reporter wird er allenfalls herauskriegen, aber der wird die übrigen Beteiligten, die er angestiftet hat, nicht verraten dürfen. Und daß dem Reporter nichts passiert, dafür werden schon gute Freunde sorgen. Selbstverständlich liegen objektiv die obengenannten Verstöße gegen das Strafbuch vor. Der Unterschied gegen sonst ist nur der, daß die Verbrechen nicht in verbrecherischer Absicht begangen wurden, nicht um sich Vorteile zu verschaffen oder anderen Nachteile zuzufügen, sondern um im Interesse der Gesamtheit einen Uebelstand aufzudecken. Ein geschickter Verteidiger würde die Schuldigen also auch dann herauszureißen wissen, wenn die Polizei wirklich ihre Namen feststellte. Der Staatsanwalt täte daher besser, sich für die Zustände in den Standesämtern zu interessieren, denn es ist ganz offenbar, daß diese falsche Trauung und viele andere nicht möglich wären, wenn die Standesbeamten ihre Pflicht erfüllten. Gewiß ist es eine ebenso angenehme wie nutzbringende Beschäftigung, möglichst viele Traugebühren einzustreichen. Aber wenn der Staat ein so einträgliches Amt verliehen hat, der muß bei der Ausübung die Sorgfalt beobachten, die im Interesse der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung unumgänglich ist.

Xarqueproduktion. Daß die Erzeugung von Dörrfleisch ganz wesentlich zurückgegangen sein muß, daß somit die Preissteigerung nicht ohne Grund ist, geht aus den Schlachtungsziffern hervor. Es wurden in den ersten beiden Monaten des Jahres geschlachtet:

	1912	1913
Argentinien	115.000	100.000
Uruguay R. O.	147.700	79.000
Montevideo	120.700	79.200
Rio Grande	145.000	98.000
Fronteira-Rio Grande	143.000	76.300
Insgesamt	671.400	432.500
Davon für Fleisch-extrakt	127.500	130.900
Davon für Xarque	543.900	301.600

Das Schlachtungsdefizit betrug somit in den beiden ersten Monaten des Jahres 1913 gegen den gleichen Zeitraum des Jahres 1912 nicht weniger als 238.900 Stück, und für die Xarqueproduktion allein sogar 242.300 Stück, da die Schlachtungen für die Fabrikation von Fleischextrakt eine Zunahme von 3400 Stück aufzuweisen hatten (130.900 gegen 127.500 im Jahre 1912). Es ist klar, daß unter diesen Umständen die Ware zurückgehalten wird.

Handelsbericht. Die Zahl der Geschäfte in Staatsanleihen war an der Börse in der vergangenen Woche sehr gering. Der Kurs der Apolices Geraes schwankte zwischen 948\$ und 953\$, war also etwas besser als in der Vorwoche, und die Anleihe von 1912 stieg auf 950\$. Die Anleihe von 1909 sank zunächst auf 929\$, stieg dann aber wieder auf 934\$. Die Lage an der Börse ist noch immer wenig ermutigend. Der Kapitalmangel läßt die meisten Werte noch weiter sinken. Auch die Aktien der Baumwollindustrie-Unternehmungen, die im vorigen Jahre so hoch standen, sind erheblich zurückgegangen. Die Aktien der *Companhia Progresso Industrial* z. B. standen 1912 auf 360\$, jetzt werden sie mit 250\$ notiert; die der *Alliança* sanken von 305\$ auf 245\$.

Für die Baisse in Baumwollaktien darf man übrigens unseres Erachtens die Geldknappheit nur zum geringen Teil verantwortlich machen. Hauptsächlich ist sie wohl darauf zurückzuführen, daß man die Lage in der Baumwollindustrie heute nicht besonders rosig ansieht. Die fetten Jahre haben fast alle Unternehmungen zu bedeutenden Vergrößerungen veranlaßt und haben zur Gründung einer ganzen Anzahl neuer Fabriken geführt. Schon jetzt liegt unzweifelhaft eine Ueberproduktion vor, zum mindesten in den geringeren Qualitäten, und diese Ueberproduktion wird noch schärfer in Erscheinung treten, wenn die neuen Fabriken zu arbeiten beginnen und wenn die Teuerung anhält, die den Konsum zur Zurückhaltung zwingt und die gleichzeitig die Arbeiter zur Forderung von Lohnerhöhungen veranlaßt, also die Produktionskosten erhöht. Man hat eine Zeitlang gehofft, daß der Uebergang verschiedener Fabriken zur Fabrikation feinerer Qualitäten die Ueberproduktion in geringerer Ware vermindern werde. Aber diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, denn es hat sich gezeigt, daß trotz den enorm hohen Zöllen die feinen Qualitäten inländischen Fabrikats nicht mit der Einfuhrware konkurrieren können, da die Produktionskosten zu hoch sind. Deshalb haben die meisten dieser Fabriken die Herstellung der Qualitätsware wieder aufgeben müssen.

Im übrigen ist das Fehlen jeder Spekulationslust an der Börse zu verzeichnen, so daß ihr das Hauptlebenselement fehlt. Bezeichnend dafür ist die Lage eines der Hauptspekulationspapiere, der Aktien der *Docas da Bahia*: der Umsatz beträgt kaum 1000 Aktien pro Woche!

Der Wechselkurs hatte einige Schwankungen zu verzeichnen. Gegen Wochenschluß festigte er sich jedoch und steht jetzt wieder auf 161/8. Die Goldentnahmen bei der Konversionskasse dauern dagegen an. In der Berichtswoche wurden ihr nicht weniger als 10.346:894\$121 entzogen. Nachstehende Zahlen über den Goldbestand sind lehrreich.

1. Januar	386.706:031\$779
1. Februar	393.131:768\$804
1. März	399.741:891\$054
1. April	389.121:321\$377
4. April	382.003:197\$094

Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß diese Entziehungen anhalten werden, bis die Kaffeausfuhr wieder lebhafter wird.

Die *Companhia America Fabril* hat die Subskription auf eine Anleihe von 6000 Contos in Debentures zu 200\$ bei 7 Prozent Zinsen und zum Typ von 97,5 Prozent eröffnet. Ein Teil derselben ist zur Tilgung einer früheren Anleihe von 3000 Contos bestimmt. — Die in London aufgelegte Anleihe von 120.000 Pfund Sterling der *Minas Geraes Electric Light* (Kurs 90,5) wurde sofort vollständig gezeichnet. — Die *London and Brazilian Bank* ver-

öffentlichte ihren Jahresbericht für 1912. Der Reingewinn beträgt 638.593 Pfund Sterling. Die Direktion schlägt die Verteilung einer Schlußdividende und eines Bonus vor, die zusammen mit den früher verteilten provisorischen Dividenden die Jahresdividende auf 20 Prozent erhöhen. Gewiß ein sehr ansehnlicher Gewinn für eine Bank! Dem Reservefonds wurden 100.000 Pfund Sterling überwiesen, den Angestellten 15.000 Pfund Sterling, und auf neue Rechnung wurden 273.593 Pfund Sterling vorgetragen. — In London hat sich ein Syndikat gebildet, das die 5prozentigen Debentures der *Brasilian Traction Company* im Gesamtbetrage von 650.000 Pfund Sterling zum Kurse von 90 Prozent übernehmen will. Dasselbe Syndikat wird auch 30 Prozent der Aktien der Gesellschaft erwerben. Die öffentliche Emission der Anleihe soll erst erfolgen, wenn die Lage des Marktes besser geworden ist. — Die *Rio de Janeiro Tramway, Light and Power Company* verteilte eine Semesterdividende von 1¼ Prozent. — In Paris wird die *Société Générale* am 15. ds. die Emission von 40.000 Obligationen zu 500 Franken (Zinsen 5 Prozent, Kurs 84,5) der *Companhia do Porto do Rio Grande* vornehmen.

Für uns war das bemerkenswerteste Ereignis der Woche die Eröffnung der Filialfabrik der Berliner Odeon-Werke in Tijuca. Diese Fabrik von Grammophon-Platten ist die erste ihrer Art in Brasilien. Da wir auf industriellem Gebiet in Brasilien nicht allzu oft reichsdeutsche Initiative zu verzeichnen haben, so tun wir es um so lieber. Uebrigens gebührt das Verdienst zum großen Teil Herrn Fred. Figner von der Casa Edison, der die Odeon-Werke hier vertritt.

In dieser Woche soll nun doch, dem einmütigen Verlangen des Handels, der Industrie und der Presse Rechnung tragend, der Bericht der Zollkonferenzen-Kommission über die Revision des Zolltarifs veröffentlicht werden. Wir werden also doch Gelegenheit bekommen, diese Arbeit zu diskutieren, ehe sie den Kongreß beschäftigt. Im Kongreß scheint übrigens große Neigung zu herrschen, mit dem übermäßigen Protektionismus aufzuräumen. Sofern keine wirklich lebensfähige Industrie von den Herabsetzungen betroffen wird, ist dagegen ganz gewiß nichts einzuwenden, denn manche unserer Zollsätze sind ebenso märchenhaft wie unsinnig. Leider besteht bei der bekannten Arbeitsweise der Deputiertenkammer die Gefahr, daß die Väter des Vaterlandes das Kind mit dem Bade ausschütten und so planlos streichen, daß die Regierung ihr Veto einlegen muß. So kann es uns leicht passieren, daß auch diesmal die dringende notwendige Reform des Zolltarifs noch nicht zustande kommt. Was bisher über die Arbeit der Revisionskommission bekannt wurde, läßt nicht viel erhoffen. Die Herabsetzungen sind spärlich und unzulänglich. Sie vermögen in keiner Weise den Beschluß zu kompensieren, in Zukunft durchweg 40 Prozent Goldzuschlag zu erheben, der, wie wir bereits gezeigt haben, gerade auf die Massenartikel verteuern und eine nicht unbeträchtliche Erhöhung der Zolleinnahmen zur Folge haben würde. Die Heraufsetzung des offiziellen Kurses des Papiermilreises von 12 auf 16 d, die schon längst hätte erfolgen müssen, bringt auch nicht so viele Vorteile, wie es vielleicht auf den ersten Blick scheinen könnte. Sie kommt nämlich nur den Artikeln zugute, die Wertzoll bezahlen, und das sind gar nicht so übermäßig viele. Und was unsere offiziellen Werte anbetrifft, auf Grund deren der Wertzoll berechnet wird, so hat vor noch nicht langer Zeit der zu Zolltarifstudien nach Europa entsandte Zollkonferent Jansen Müller berichtet, daß unsere Wertsätze absurd seien und den wirklichen Wert um 100 bis

200 Prozent übersteigen. Am sympathischsten wäre uns, wenn der Kongreß zu dem Entschluß käme, Minimal- und Maximalzölle aufzustellen. Dann wäre nämlich eine Handhabe zum Abschluß von Handelsverträgen geboten.

Der Bundespräsident hat das Dekret unterzeichnet, durch das der Ausbau des Hafens von Nietheroy angeordnet wird. In der Hauptstadt des Staates Rio ist das Dekret mit begreiflichem Jubel aufgenommen worden. Wir halten es nicht für sehr klug und glauben, daß es nur der Wahlpolitik sein Entstehen verdankt. Die Lage unserer Finanzen ist nämlich nicht derart, daß wir uns Luxusausgaben gestatten dürfen. Und der Hafen von Nietheroy ist zweifellos ein Luxus, solange der Hafen von Rio noch nicht fertiggestellt ist und solange die für den Staat Rio viel wichtigere Sanierung der Niederung von Rio de Janeiro noch der Vollendung harret. Ausserdem gibt es eine Reihe anderer Staaten, in denen der Hafenausbau viel notwendiger ist, weil sie sonst gar keine Gelegenheit haben, ihre Produkte auszuführen und die Einfuhr zu bewerkstelligen. Es sei nur an Sergipe, Maranhão und Parahyba erinnert. Was wirklich erforderlich ist, das ist die Verbesserung der Transportmöglichkeiten zwischen Rio und Nietheroy. Das ist viel billiger und genügt auf lange Zeit allen billigen Anforderungen.

Die Lage am Kaffeemarkt war wieder recht flau. Die Notiz für 15 Kilo Typ 7 sank von neuem, und zwar auf 9\$900. Terminverkäufe auf Junilieferung wurden zu 10\$200 und auf Septemberlieferung zu 9\$700 vorgenommen. Unsere Notierung begleitete nur diejenige der Auslandsmärkte, die ebenfalls niedriger waren (28. März gegen 4. April): Rio 10\$100 — 9\$900, New York 11,71 — 11,44, Havre 73,75 — 73,00, Hamburg 61,00 — 59,75, London 53/6 — 52/9.

In Rio wurde eine Aufnahme der Vorräte vorgenommen, die wesentliche Differenzen zu den täglichen statistischen Daten ergab. Am 20. März hätte nach der täglichen Statistik der Vorrat in Rio 134.079 Sack, in Nietheroy und schwimmend etwa 35.000 Sack betragen sollen. Die Kommission stellte dagegen folgende Vorräte fest: Rio 244.000 Sack, Nietheroy 28.326 Sack und schwimmend 53.294 Sack, zusammen also 325.620 Sack. Die Feststellung des in Schiffsraum befindlichen Kaffees soll übertrieben sein. In Wirklichkeit sollen höchstens 15.000 Sack schwimmen. Und auch die Zahl für Rio, die damit erklärt wird, daß der monatlich für den Lokalkonsum gemachte Abzug zu hoch angenommen worden war, wird angezweifelt. Aber selbst wenn man zugibt, daß der Kommission Irrtümer unterlaufen sind, so ist doch die Differenz zwischen 169.000 Sack und 325.000 Sack zu groß, als daß sie nicht preisdrückend wirken müßte. Und das ist tatsächlich auch der Fall gewesen.

Die anderen Märkte bieten nach wie vor wenig Interesse. Der Zuckerpreis hielt sich auf 460-Reis, da ein bedeutender Industrieller aus dem Norden große Käufe tätigte. In Zerealien hielt die Baisse an, ebenso in Xarque, obwohl die Schlachtungen sowohl in Rio Grande als auch am La Plata um soviel geringer sind. Der Umsatz war in allen Produkten recht gering.

Ein verdächtiger Fall. Vorgestern lief das Gerücht um, daß unter dem Tor des Fabrikgebäudes der Hanseatica-Brauerei ein Arbeiter an den Folgen eines brutalen Angriffes gestorben sei. Die polizeiliche Untersuchung ergab jedoch, daß das Gerücht nicht der Wahrheit entsprach. Am Vormittag gelangte zur Kenntnis der Brauereidirektion, daß der Arbeiter José Luis Santiago sehr krank sei und daß sich seine Ueberführung nach dem Misericordia-

Krankenhaus empfehle. Sie ordnete sofort an, daß er in einem Wagen der Brauerei nach dem Hospital gebracht werde. José Luis starb jedoch auf dem Wege, und da der Kutscher wußte, daß der Tote vor einigen Tagen mit einem Arbeitsgenossen Streit gehabt hatte, der in Tätlichkeiten ausartete, nahm er an, daß der Tod vielleicht eine Folge jener Prügelei sei. Er fuhr die Leiche deshalb nach der Wache des 16. Polizeibezirks und erzählte den Vorfall. Von dort erfolgte die Ueberführung nach der Leichenhalle der Polizei. Gleichzeitig wurde eine Untersuchung eröffnet, in der mehrere Zeugen vernommen wurden. Ihre Aussagen ergaben jedoch nichts, was den Verdacht des Kutschers bestätigt hätte. Der Amtsarzt Dr. Moretzsohn Barbosa, der die Sektion vornahm, stellte fest, daß José Luis einer schleichenden Gehirnhaut-Entzündung erlegen ist, deren Anfänge schon längere Zeit zurückliegen und auf keinen Fall in der Prügelei zu suchen sind. Das Gerücht hat also wieder einmal gründlich übertrieben.

Alter schützt vor Torheit nicht. José Maria Pereira Bacellar, Buchhalter, und João Cardoso Ribeiro, Fleischer, sind nicht mehr die jüngsten. Sie haben beide vielmehr bereits ein ehrwürdiges Alter erreicht, ein Alter, in dem die Menschen gesetzt werden pflegen. Bacellar ist nämlich 60 Jahre alt, und Ribeiro hat sogar schon 63 auf dem Rücken. Der erste war vorgestern Abend ein wenig angeheitert, und als er den Fleischer traf, sagte er ihm einige Liebenswürdigkeiten, die weder im deutschen noch im brasilianischen Knigge stehen. Der Fleischer ist ein Mann, der auf Ehre hält, und so erhob er den Stock, um dem Buchhalter die Antwort auf den Rücken zu schreiben. Da Bacellar ebenfalls mit einem Stocke bewaffnet war, so entspann sich zwischen den beiden Sechzigern die schönste Prügelei. Der Buchhalter wurde am Kopfe verwundet, und der Fleischer am Kopfe und am linken Arm. Beide wurden auf der Unfallstation verbunden und dann ins Polizeigefängnis gesteckt.

Versuchter Doppelmord. Der Landwirt Thiago da Costa in Guaratiba ist wegen eines Grenzstreites unversöhnlich mit den Brüdern Luis und Paulino de Azevedo verfeindet. Vorgestern traf er beide in einem Laden in Matto Alto. Sie sahen, den Revolver ziehen und sich wie ein wildes Tier auf sie stürzen, war eins. Er feuerte alle sechs Schüsse ab. Gleich beim ersten Schusse fiel Luis, in die Brust getroffen, und beim sechsten Schusse stürzte auch Paulino, mit einem Schusse durch den rechten Unterkiefer. Der Angreifer vermochte zu entfliehen, ehe die Polizei herbeikam. Beide Brüder wurden nach der Santa Casa gebracht, wo Luis hoffnungslos darniederliegt.

Vergiftung. Nach einer Mahlzeit erkrankten die Kinder des Kapitäneleutnants Mario Fonseca (nicht mit dem Präsidentensohn gleichen Namens zu verwechseln) unter Vergiftungserscheinungen. Zwei von ihnen starben nach wenigen Stunden und der älteste Sohn, namens Mario, Student der Medizin, schwebt noch in Lebensgefahr.

Hydro-Aeroplan. Der nordamerikanische Flieger Mac Culloch hat seinen Hydro-Aeroplan, der bei den Flügen in der Bucht von Botafogo vor einigen Wochen in Unordnung geraten war, wieder in Stand gesetzt. Er flog der Jacht „Silva Jardim“, auf der der Bundespräsident von Mauá zurückkehrte, entgegen und begleitete sie bis zur Cobra-Insel. Bald fuhr er auf dem Wasser, bald erhob er sich in die Luft und kreuzte über dem Dampfer. Der Curtiss-Hydro-Aeroplan funktionierte bei dieser Gelegenheit tadellos. Am Donnerstag suchte der Flieger dann in Begleitung des Hauptmanns Estellita Werner und des Hauptmanns Joaquim Miranda sowie des Ober-

leutnants Couto den Bundespräsidenten im Cattetepalast auf und bat ihn, einen neuen Termin zur Veranstaltung der Schauflüge festzusetzen. Der Marschall Hermes drückte ihm seine Befriedigung über die Leistungen vom Mittwoch aus und bezeichnete als geeigneten Termin morgen, Sonntag, um 10 Uhr vormittags. Der Flug soll von der Praia do Flamengo ausgehen, und die Spitzen der Behörden werden erscheinen.

Der 1400 Contos-Prozeß. Emilia Barbat, die als angebliche Mitschuldige ihres Gatten seit längerer Zeit im Gefängnis sitzt, ist nicht nur selber seit Wochen krank (die arme 19jährige Frau ist hochschwanger), sondern auch ihr neunmonatiges Söhnchen ist neuerdings erkrankt. Der italienische Generalkonsul — Emilia ist Italienerin — hat seinen Sekretär beauftragt, sie zu besuchen und ihr alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen. Wir haben schon wiederholt geäußert, daß der Untersuchungsrichter in Anbetracht der besonderen Umstände die Frau, die ganz gewiß nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hat und die nichts tun kann, was den Sachverhalt verdunkeln könnte, vorläufig in Freiheit setzen sollte. Freigesprochen wird sie ohnehin.

Wo alles liegt, kann natürlich Gama Rosa allein nicht lassen, und wo alles sein Sprüchlein hersagt, daß die türkischen Niederlagen deutsche Niederlagen seien, dort kann auch der alte Deutschenhasser sich nicht enthalten, im großen Chore mitzusingen. Er schreibt in seinen „Commentarios“, daß die Krupp'sche Artillerie fällt sei und fährt dann fort: „Der Sieg der Verbündeten ist ein ausschließlicher Sieg Frankreichs, unter dessen Leitung seit langer Zeit die Heere organisiert wurden, die ohne Zaudern und ohne Schwanken, die türkischen Niederlagen herbeiführten, wie bei einem wissenschaftlichen Spiel auf dem Schachbrett.“ Das klingt ja wunderschön, aber es stimmt nicht so ganz. Wenn der Sieg ausschließlich den Franzosen gebührt, dann haben die Bulgaren, die Serben, die Griechen und die Montenegriner — kurz: die Verbündeten selbst gar nichts dazu beigetragen! Und was die Organisation anbelangt, so ist das Gesagte Mumpitz. General Michael Sawow wird das bulgarische Heer unserer unmaßgeblichen Meinung nach etwas besser kennen als Herr Gama Rosa, der von Bulgarien ebensowenig weiß wie von Sta. Catharina, und dieser General hat, wie wir noch neulich berichteten, die großartige Organisation des von ihm so schneidig geführten Heeres seinem Kollegen Fitchew zugeschrieben, der aber nicht in Frankreich, sondern in Italien erzogen ist. Es stimmt auch nicht, daß die Franzosen „lange Zeit“ das bulgarische Heer organisiert haben. Sie haben überhaupt nicht organisiert, sondern Rekruten gedrillt, was bekanntlich nicht eins und dasselbe ist. Die Organisation lag in anderen Händen und nach dem Ausspruch General Sawows, der nebenbei gesagt, als Siebenbürger Sachse deutscher Abkunft ist, nicht zuletzt in den Händen in Deutschland ausgebildeter Stabsoffiziere. Wenn Herr Gama Rosa erfahren will, wer zuerst das bulgarische Heer, den Hauptgegner der von dem in Frankreich ausgebildeten Nazim-Pascha geführten Türken, organisierte, dann können wir es ihm sagen: es war ein gewisser Alexander Kaulbars, der in den Jahren 1882—83 in Bulgarien Kriegsminister war. Nach seiner Abberufung von Sofia (er war russischer General) kam an seine Stelle ein gewisser Rödiger, derselbe General, der nach den Niederlagen in der Mandschurei die russische Armee reorganisierte und zwar ausgezeichnet reorganisierte. Nach Rödiger kam als dritter Organisator des bulgarischen Heeres Nikolai Baron von Kaulbars

nach Sofia, älterer Bruder des erstgenannten. Die drei Organisatoren der bulgarischen Armee sind zufälligerweise russische Generale und ebenso zufälligerweise haben sie alle drei deutsche Namen, der letztgenannte General hat dazu noch, wie wir nebenbei bemerken, nachdem er schon sieben Jahre lang Generalstabsoffizier gewesen war, in Berlin deutsche Militärverhältnisse studiert und die dort empfangenen Lehren soll er in Bulgarien verwertet haben. — Das Verdienst der Franzosen soll in keiner Weise geschmälert werden, aber es ist doch nicht gut angängig, daß man die Siege, die den Balkanverbündeten soviel Blut gekostet haben, „ausschließlich“ den Franzosen zuschreibt, die in der letzten Zeit ihre großartige Heeresorganisation nur bei der Belagerung von zwei Vorstadt-Apachen gezeigt haben.

Postalisches. Bei der Post herrscht das Prinzip, immer langsam voran. Das ist nicht nur bei der Beförderung der Briefschaften der Fall, sondern auch in anderen Sachen. Vor einigen Monaten wurde der Postagent von Santos, Herr Leonel Ayres Guerra, in den Ruhestand versetzt. Er hatte noch für einige Monate Gehalt zu bekommen und dachte, daß er an dem Tage, an dem er den Dienst quittierte, die Summe erhalten werde. Das geschah aber nicht. Man ließ ihn in Frieden ziehen, gab ihm auch schöne Worte mit auf den Weg, aber keinen Mamon. Herr Guerra erlaubte sich, nachdem schon einige Tage verstrichen waren, die Postbehörde daran zu erinnern, daß er nicht aus purem Vergnügen Agent gewesen sei, die rührte und regte sich aber nicht. Darauf betrat er den Weg, den die meisten Menschen zu betreten pflegen, wenn sie vom Fiskus etwas zu bekommen haben: er wandte sich an einige Bekannten des Verkehrsministers und bat sie, sie möchten für ihn ein gutes Wort einlegen, damit er zu seinem Gelde komme, aber auch das half nichts — das Geld schien in Rio de Janeiro festgeklebt zu sein: es kam nicht nach Santos. Schließlich riß Herrn Guerra die Geduld und er reiste nach Rio, um seine Bitte persönlich dem Minister vorzubringen. Ob dieses helfen wird, wissen wir nicht. Man hat vielleicht wieder keine „Verba“ oder sind die Abrechnungen verlegt und Herr Guerra kann sich darauf gefaßt machen, daß er ohne die längst verdienten Moneten aus Rio de Janeiro zurückkehren muß.

Brand in einer Spielhöhle. Im Pathé-Club, einer der zahlreichen Spielhöhlen der Rua das Mareccas, hatte das nächtliche Treiben sein Ende genommen. Die berufsmäßigen Spieler, die gerupften Dummchen und die als Zuschlepperinnen dienenden Dämchen hatten sich müde und übernächtigt enttört und die Türen des Lokals waren geschlossen worden. Da, es war gegen 6 Uhr morgens, bemerkte der wachhabende Polizist, daß aus den Fenstern Rauch quoll. Im Nu war die Feuerwehr avisiert, die mit leichter Mühe den Brand im Entstehen zu löschen vermochte. Das Feuer war in einem rückwärts gelegenen Zimmer ausgebrochen, wo alte Möbel aufbewahrt wurden, und hatte noch nicht Zeit gehabt, um sich zu greifen. Der angerichtete Schaden ist daher ganz unbedeutend. Entstehungsursache natürlich unbekannt.

Trauriger Vorfall. Als vorgestern ein Polizist die Runde durch die Travessa Fernandina machte, wurde er von den Bewohnern gebeten, einen Mann zu verhaften, der in eines der Häuser eingedrungen war und den man für einen Dieb hielt. Der Mann, ein Weißer von etwa 30 Jahren, leistete der Verhaftung nicht den geringsten Widerstand, sondern machte sich mit dem Polizisten auf den Weg nach der Polizeiwache. An der Ecke der Rua Alice und der Rua Larangeiras aber fiel er hin und ver-

schied. Die Leiche wurde nach dem Schauhause der Polizei gebracht, wo der Amtsarzt die Sektion vornahm und als Todesursache Längenschlag feststellte. Die Polizei hat eine Untersuchung eröffnet, um zunächst die Identität des Unbekannten zu ermitteln und womöglich auch Näheres über die Begleitumstände der Verhaftung und der des Transportes zu eruieren.

Eine vernünftige Propaganda macht der in Hamburg ansässige brasilianische Kaufmann Herr Alfredo de Araujo. Er unterhält in der großen Handelsstadt ein Informationsbureau, das über alle Brasilien betreffenden Fragen Auskunft gibt. Jetzt will Herr Araujo aber noch mehr tun und ein Informationsorgan ins Leben rufen, das alles Wissenswerte über Brasilien enthalten soll. Dieses Organ wird monatlich in zwanzigtausend Exemplaren erscheinen. Fünfzehntausend Exemplare werden gratis zur Verteilung gelangen und in Hotels, Restaurants, Cafés, Schiffsagenturen etc. aufliegen. Für die übrigen fünftausend hofft Herr Araujo Abonnenten zu finden und dieses dürfte ihm auch nicht schwer fallen, denn in Deutschland ist unbedingt ein großes Interesse für Brasilien vorhanden. Durch die fünftausend Abonnements wird sich das Unternehmen aber bezahlt machen, so daß Herr Araujo auf keine Subvention angewiesen sein wird. — Bisher bestand in Brüssel das Informationsorgan „Reporter Brasileiro“, das deutschgeschriebene Artikel und Notizen enthielt. Das Blatt hatte aber nur geringen Erfolg, was wohl daher kam, weil es eine von der Regierung bezahlte Arbeit war. Von dem Organ des Herrn Araujo dürfen wir mehr versprechen.

Eine wackere Tat vollbrachten am Sonntag voriger Woche die Herren Hans Hacker, Mitinhaber der Firma Bromberg, Hacker & Co., und Herr Kurt Warschauer, Geschäftsführer dieser Firma in Bahia. In Gesellschaft der Gattin des Herrn Hacker und des Herrn Dr. Otto Bromberg saßen die genannten Herren an jenem Tage in einem Gartenrestaurant am Strande von Ipanema, als sie durch Ruf und eine Menschenansammlung darauf aufmerksam wurden, daß sich im Meere etwas Außergewöhnliches zutrug. Sie begaben sich an den Strand und sahen im Meere einen Menschen mit den Wogen kämpfen. Der Mann war beim Baden von einer Welle gefaßt und etwa hundert Meter ins offene Meer hinausgetrieben worden. Vergeblich kämpfte er gegen die stark zurückziehenden Wogen an. Herr Hacker warf sofort seine Kleider ab und sprang trotz der Warnungen ins Meer, um dem Ertrinkenden zu Hilfe zu kommen; Herr Warschauer folgte seinem Beispiel. Herr Hacker erreichte den Mann zuerst, der sich nach der bekannten Art Ertrinkender fest an den Hals des Helfers klammerte und auf seinen Rücken zu kriechen suchte, was ihm schließlich auch gelang. Vergeblich versuchte Herr Hacker, der über bemerkenswerte Kräfte verfügt, von dem Ertrinkenden loszukommen, und vielleicht wäre seine Nächstenliebe sein eigener Untergang geworden, wenn nicht Herr Warschauer zur rechten Zeit hinzugekommen wäre. Diesem gelang es, eine Hand des Ertrinkenden zu erfassen und Herrn Hackers Hals freizumachen. Herr Hacker ergriff nun die andere Hand, und nun schwammen die beiden, den Mann je an einer Hand zwischen sich, dem Ufer zu. Da die See hoch ging und der Strahl an jener Stelle steil abfällt, so kostete es noch eine schwere Arbeit, ehe sie in Sicherheit waren. Der Gerettete, der fast bewußtlos zu Boden sank, wurde von dem Ambulanzauto fortgebracht. Die Retter, die ebenfalls stark erschöpft waren, vermochten jedoch, nachdem sie sich in einem nahegelegenen Hause angekleidet hatten, den Heimweg anzutreten. Es bedarf wohl kaum

der Erwähnung, daß die versammelte Zuschauermenge ihnen eine begeisterte Ovation darbrachte. Ihre wackere Tat, durch die sie unter Einsetzung ihres eigenen Lebens einen ihnen gänzlich unbekannten Menschen vor dem sicheren Tode retteten, verdient die höchste Anerkennung. Die deutsche Kolonie in Brasilien kann stolz darauf sein, solche Männer zu den Ihrigen zu zählen.

Unter Landsleuten. In der Rua 2 de Dezembro 95 (Cattete) hat der Indier Ende Shandas (oder so ähnlich) einen Laden mit Indienwaren aufgemacht: Seidenstoffe, Strümpfe, Handschuhe, Fächer und anderen Dingen, die Indien für den Export herstellt. Vor einigen Tagen gewährte er, daß ihm Waren im Werte von rund 1:200\$000 abhandeln gekommen waren. Er hatte allen Grund, seinem Landsmann und Angestellten Jethomal Dinomil (oder so ähnlich) zu mißtrauen, weshalb er die Polizei von dem Diebstahl in Kenntnis setzte. Jethomal wurde zu einem Besuche auf der Polizei eingeladen, wo er eingestand, die Waren im Verein mit seinen Landsleuten Ksobsehand Chinkran (oder so ähnlich) und Salvador Mankran (oder so ähnlich) um die Ecke gebracht zu haben. Er verriet auch den Aufbewahrungsort: sein Teil fand sich in dem Hause Rua Pereira Franco 91 und der andere in einer türkischen Pension in der Rua Senhor dos Passos 154. Die Polizei konnte die ganze Beute beschlagnahmen und dem Bestohlenen sein Eigentum unversehrt wieder zustellen. Seitdem schwört Herr Eneide Shandas (oder so ähnlich) auf die Intelligenz und Findigkeit unserer Polizei, die sich dieses seltene Lob gebührend zu Gemüte führt.

Unglück im Biehospital hat die in der Travessa D. Rosa 50 wohnhafte Natividade Antonia da Silva in den Tod getrieben. Sie setzte ebenso hartnäckig auf die verschiedenen in den Zeitungen empfohlenen „Bichos“, wie sie verlor. Schließlich wurde sie der Sache überdrüssig. Nachdem sie sich im Spiel so oft „verbrannt“ hatte, beschloß sie sich zur Abwechslung einmal anders zu verbrennen. Deshalb steckte sie ihre Kleider in Brand und besorgte das Verbrennen sorgfältig, daß ihr ganzer Körper aussah wie rohes Fleisch. Sie konnte eben noch nach dem Krankenhause gebracht werden, wo sie bald nach der Einlieferung verstarb.

Ein würdiges Paar bilden der in der Rua Oliveira, Station Dr. Frontin, wohnhafte Rowdy Amado Monte Filho und seine Geliebte Maria Florinda da Conceição, die es bereits zu einem Kriegsnamen gebracht hat, denn sie heißt im Munde ihrer Kumpane nur Maria Sapecca. Dieser wertigen Dame machte seit einiger Zeit ein gewisser João Baptista Lemos den Hof. Der Mann nennt sich Arbeiter, gehört aber zu jener Kategorie von Arbeitern, auf die die bekannte lateinische Definition paßt: Canis a non canendo. Trotzdem fand er keine Gnade vor den Augen der Maria Sapecca, wahrscheinlich weil ihr gegenwärtiger Liebhaber ein noch erbitterter Feind der Arbeit ist. Deshalb machte sie Amado Mitteilung von den Kurschneidereien des Don Juans. Als die beiden vorgestern Abend João Baptista in der Rua Oliveira auftauchen sahen, offenbar in der Absicht, der Sapecca eine Fensterpromenade zu machen, fielen sie mit langen Messern bewaffnet über ihn her und richteten ihn so erbärmlich zu, daß er in bedenklichem Zustande ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Dem würdigen Paare gelang es natürlich, sich in Sicherheit zu bringen, ehe die Polizei auf der Bildfläche erschien.

Brasilianische Filiale einer deutschen Fabrik. Die Odeon-Werke in Berlin-Weißensee, die sich mit der Herstellung von Grammophonplatten befassen, beschlossen mit Rücksicht auf den sehr

starken Verbrauch an solchen Platten, der in unserem grammophonlustigen Lande herrscht und in Aubetracht der hohen Einfuhrzölle, eine Filialfabrik in Rio einzurichten. Diese Fabrik befindet sich in der Rua 28 de Setembro 50 (Tijuca). Die Einweihung fand am Mittwoch statt. Erschienen waren der stellvertretende deutsche Generalkonsul Dr. von der Heyde und Vizekonsul Dr. Barandon, Coronel Cruz Sobrinho als Vertreter des Marineministers, Dr. Paulo Vidal als Vertreter des Landwirtschaftsministers, Dr. Alvaro Reis, Dr. Martins, Ingenieur Bernardino de Carvalho und zahlreiche andere Geladene. Die Fabrik ist die erste ihrer Art in Brasilien und beschäftigt vorläufig 58 Arbeiter. Kapital, Maschinen, Leitung, Vorarbeiter usw. sind natürlich in der Hauptsache deutsch. Nach der Besichtigung lud Hr. Fred. Figner als Vertreter der Odeon-Werke (International Talking Machine Co.) die Erschienenen zu einem opulenten Frühstück ein, bei dem Herr Paulo Vidal im Namen des Ministers für Landwirtschaft, Industrie und Handel die Fabrik für eröffnet erklärte. Herr Figner dankte den Behörden für ihre Teilnahme an der Einweihung und trank auf das Wohl des Bundespräsidenten und des Deutschen Kaisers. Herr von der Heyde beglückwünschte das Unternehmen und Brasilien zu der neuen Fabrik. Er hob hervor, daß die Tatsache, daß diese Fabrik entstehen konnte, ein neuer Beweis sei für die Gastlichkeit, mit der Brasilien allen arbeitsamen Fremden seine Tore öffnet. Er wünschte der Fabrik Gedeihen unter dem Schutze des befreundeten Volkes und trank auf das Wohl Brasiliens. Herr Quintão trank in Erwiderung auf den Trinkspruch des Konsuls Dr. von der Heyde auf das Wohl Deutschlands in der Person seiner amtlichen Vertreter. Er rühmte die Taten und die Größe des deutschen Volkes. Auf Herrn Figner toastete Herr Tavares Junior, und auf Dr. Alvares Reis und die Vertreter des Handels wiederum Herr Figner. Dr. Alvares Reis dankte, indem er den Wert und das Verdienst tüchtiger Arbeit rühmte, die hier durch Herrn Figner würdig repräsentiert werde. Während der Einweihungsfeierlichkeit konzertierte die Musikkapelle des Kavallerie-Regiments der Polizeibrigade. Sehr bedauert wurde die Abwesenheit des Bundespräsidenten, der sein Erscheinen zugesagt hatte, sich aber im letzten Augenblick entschuldigen lassen mußte.

Die Fabrik ist selbstverständlich aufs vollkommenste eingerichtet. Von der Zubereitung der Diskus-Masse bis zur letzten Zurichtung der Platte zur Aufnahme des Textes wird alle Arbeit in der Fabrik geleistet. Besprochen bzw. besungen werden die Platten jedoch nicht in der Fabrik, sondern im Geschäft des Herrn Figner in der Rua do Ouvidor. Der Antrieb der Maschinen erfolgt durch Elektrizität. Wir wünschen den Odeon-Werken und Herrn Figner viel Glück zu dem neuen Unternehmen.

In der großen Tragikomödie der Liebe hat sich vorgestern Nacht in einer der vornehmen Straßen, die von der Praça José de Alencar nach der Praia do Botafogo führen, eine neue Szene abgespielt, die fast an Boccaccio erinnert. Die Vorgeschichte reicht bis in die Tage des Karneval zurück. Auf der Avenida Rio Branco herrschte Momus. Sie befand sich in Begleitung ihrer Familie unter den Zuschauern, strahlend vor Heiterkeit und Jugendfrische. Er nahte mit der Parfumspritze, und ein lustiges Duell entspann sich. Ihre Augen begegneten sich, und er, an die Eroberungen der Liebe gewöhnt, bemerkte, daß er Eindruck auf sie gemacht hatte. Sofort begann er den Belagerungskrieg, die Festung widerstand lange, aber schließlich mußte sie sich doch ergeben. Das war vorgestern Nacht, in den ersten Stunden des neuen Tages. Sie

hatte ihn heimlich in ihr Zimmer eingelassen. Aber da solche erste Nächte niemals ohne einige Klage-laute zu vergehen pflegen, so wurden die Eltern wach. Einbrecher vermutend, schlugen sie Lärm. Der Verführer suchte sich unter Zurücklassung seiner Kleider in Sicherheit zu bringen, stieß aber im Korridor auf den Vater, der, noch immer den wahren Sachverhalt nicht ahnend, den Dieb festzuhalten suchte. Ein kurzer Kampf, dann wird die Tür heftig aufgerissen: der Verführer hat sich losgemacht und eilt auf die Straße. Dort nimmt ihn ein schlaftrunkener Polizist, den der Lärm herbeigeloekt hatte, in Empfang. Der Verführer setzt der Verhaftung keinen Widerstand entgegen und bittet nur um seine Kleider. Die holt der Polizist auch aus dem Hause, und während der Don Juan sich auf der Straße ankleidet, um dann zur Polizeiwache geführt zu werden, schlüpft zur Hintertür ein weibliches Wesen hinaus, ein Tuch um den Kopf und laut schluchzend. Möglich, daß dann die Komödie zur Tragödie geworden ist und daß wir morgen über einen Selbstmord zu berichten haben werden.

Vermischtes

Die Ueberwindung der Nervosität durch Erziehung. Der zweite Vortrag des Zyklus, der von der „Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht“ in Berlin veranstaltet wird, behandelte die Frage der Erziehung durch Tatsachen. Frau Kathi Lotz stellt dabei die kindliche Energie und Entwicklung ethischer Formen gewissermaßen als Leitsatz auf. Um die Nervosität des Kindes zu überwinden, muß man den von außen kommenden Erregungen begegnen. Das vornehmste Mittel hierzu ist die Arbeit — die richtige Arbeit. Jeder Antrieb des Kindes dazu soll gefördert, geleitet aber nicht gehemmt werden. Man muß sich hüten, den Tatendrang des Kindes zu unterdrücken. Unterdrückung ist das Gefährlichste, was man dem Kinde zufügen kann. Denn schließlich wird es von allem Tun abgeschreckt. Die Antriebe des Kindes müssen dahin gelenkt werden, wo sie brauchbar sind. Nicht im ewigen Verboten liege der Kern der Erziehung des Kindes, sondern im Anders- oder Bessermachen. Es ist grundverkehrt, aus einem vorhandenen Affekt oder einem Gefühl dem Kinde einen Vorwurf zu machen. Man lasse das Kind sich durch eine Tat von dem Affekt oder dem es drückenden Gefühl befreien. Lehnt man einem Kinde etwas ab, dann soll man die Ablehnung begründen; die Form darf nicht verletzend sein. In der Unterstützung des Arbeits- und Spieltriebes beim Kinde kann man nicht weit genug gehen. Die Tätigkeit, auf die ein Kind selbst verfällt, ist das Wertvollste an seiner Erziehung — die selbstgewählte Tätigkeit des Kindes — das Spiel — das Wichtigste. Ein in sein Spiel vertieftes Kind behandle man so wie einen in seine Arbeit vertieften Erwachsenen — man störe ihn nicht, damit seine Initiative keine Einbuße erleide. Wir sind dazu da, um dem Kinde zu helfen, daß es das ohne Gefahr tut, was es tun will. Durch die Verbotserziehung verliert das Kind schließlich jeden Tatendrang. Und wie kostbar ist vom Standpunkte des Erziehers jede Handlung, die aus dem Kinde selbst hervorgeht.

Wie in Alt-Petersburg getrunken wurde. Eine Petersburger Zeitung veröffentlicht Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ und erzählt unter anderem, was die Petersburger von einst im Trinken leisten konnten. Mit „gutem“ Beispiel ging der Hof voran. Alle Welt weiß, daß Zar Peter ein ge-

waltiger Zecher vor dem Herrn war. Neben gewürzten Schnäpsen trank er schwere Ungarweine und Mosel in unheimlichen Mengen. Bei den großen Empfängen mußten auch die Damen ein Glas Wein trinken, wenn sie nicht den Zorn des Zaren erregen wollten. Die Herren hielten sich an Amis Schnaps, den auch der Zar bevorzugte. Der hannoveranische Gesandte Weber, der 1715 nach Rußland gekommen war, erzählt, daß er und sein Gefolge gleich bei der ersten Audienz, die sie beim Zaren hatten, so viel Tokajer trinken mußten, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten. Trotzdem kredenzte die Zarin zum Schluß noch jedem einen Becher der eine ganze Flasche Schnaps enthielt. Die Wirkung blieb nicht aus: die Hannoveraner fielen wie die Fliegen. Nach einigen Stunden weckte man sie, und sie beschäftigten sich, um wieder nüchtern zu werden, einige Stunden damit, daß sie gemeinsam mit dem Zaren im Wald einen Durchhau machten. Zum Abendessen trank man wieder so viel Likör, daß man bald die nötige Bettschwere hatte. Um Mitternacht wurden die Hannoveraner von neuem geweckt und mußten nun mit dem Fürsten Tscherkaski bis zum Morgengrauen zechen. Zum Frühstück gab es im Palast anstatt Kaffee ein tüchtiges Glas Schnaps. Man trank bis zur völligen Bewußtlosigkeit. Fürst Menschikow lag bei großen Festlichkeiten gewöhnlich unter dem Tisch, während der Admiral Graf Apraxin in der Besoffenheit bittere Tränen weinte. Oft kam es vor, daß ein Senator oder sonstiger Würdenträger auf dem Tische herumspazierte und anderen Unfug verübte. . . . Auch die Damen standen, wie gesagt, im Trinken ihren Mann. Bei gewissen Festlichkeiten waren sie nicht weniger betrunken wie die Herren. Man vermischte Wein mit Schnaps und schöpfte diese „Bowlé“ aus riesigen Zubern.

Die Millionenerbin. Eine wahre Geschichte, die vor einigen Wochen passiert ist, wird in Berlin in kaufmännischen Kreisen lebhaft besprochen: Vor einigen Jahren war ein junger Ungar, Josef K., nach Berlin gekommen, um bei einer bekannten Fabrik als Lehrling einzutreten. Vor kurzer Zeit bezog er eine Pension im Westen, wo er die Bekanntschaft einer bildschönen jungen Dame machte. Fräulein Rosita war die Tochter eines mexikanischen Millionärs, der, auf einer Geschäftsreise durch Deutschland begriffen, sein Töchterlein in Berlin einquartiert hatte. Der junge K. zeigte Fräulein Rosita die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Eines Tages erschien K. nicht im Bureau, und als er mehrere Tage fernblieb, auch nicht in der Pension aufzufinden war, begann man ängstlich zu werden. Endlich kam ein Lebenszeichen in Gestalt eines Briefes aus London, in dem K. mitteilte, daß er im Begriff stehe, sich mit der Millionärstochter zu verheiraten; er bedaure, in seine Stellung nicht mehr zurückkommen zu können und verzichte auf sein Gehalt für den letzten Monat! — Der Herr Papa soll von der Wahl seiner Tochter nicht besonders entzückt gewesen sein. Was blieb ihm aber schließlich anders übrig, als einzuwilligen? Das junge Paar ist auf der Hochzeitsreise nach Mexiko. Will aber vorerst noch das Ende der dortigen Revolution abwarten.

Die Gebote der „Gesellschaft“ in New York. Aus New York wird der „Frkf. Ztg.“ geschrieben: Der große Ball in der „guten Gesellschaft“ der Stadt, auf den sich die „beaux“ und „belles“ schon wochenlang vorher freuen, ist abgesagt worden. Frau Lydig, die Gastgeberin, hat als Grund angegeben, das junge Volk sei heutzutage zu sehr zu unpassenden Tänzen geneigt; sie wolle warten, bis Anstand und Sitte wieder eingekehrt seien. Tatsächlich haben einige dieser Tänze, wie

der „Truthahn-Trab“ und der „bunny hug“ (bunny = Häslein, hug = Knutschen) eine solche Verbreitung erlangt, daß die Besitzer öffentlicher Ball-Lokale, um nicht mit der Polizei in Konflikt zu kommen, an den Wänden große Plakate angeschlagen haben, die alle unpassenden Tänze verbieten. In größeren Privatgesellschaften scheinen aber, besonders in den frühen Morgenstunden, wenn Ballväter und namentlich -mütter ein bißchen dusehn, Tanz-Evolutionen ausgeführt worden zu sein, die bedenklich die Grenze des Schicklichen überschritten haben. Infolgedessen haben eine Reihe von Gastgeberinnen eine Liga gegründet, die sich verpflichtet, nicht mehr einzuladen

„Damen, die bei Tänzen mitwirken, die von der Gastgeberin untersagt worden sind, die anderen Frauen gehörige Kotillon- und sonstige Tanz-Geschenke (favors) stehlen (!), die im Speisesaal während des Essens Zigaretten rauchen,

die keine Unterröcke tragen (!), die mit ihrem Tänzer in dunklen Winkeln flirten“ — und

Herren, welche sich während eines Balles ein Schläfchen leisten,

die Zündhölzchen an den Wänden anstreichen, die Asche und Zigarettenstummel auf den Boden werfen,

die im Speisesaal während des Essens rauchen, die mehr als zwei Flaschen Champagner trinken, die trotz des Protestes der Gastgeberin an unerlaubten Tänzen teilnehmen,

die sich weigern, mit einer ihnen von der Gastgeberin bezeichneten Dame zu tanzen,

die sich mit anderen Männern zurückziehen, um unter sich zu sein,

die mit der weiblichen Dienerschaft anzubandeln versuchen.“

Mit diesen einem hiesigen Blatte entnommenen Geboten, die, kaum mit Recht, auf ziemlich primitive Sitten und Gebräuche im Gesellschaftsleben New Yorks hinzudeuten scheinen, hofft man, daß „der Zeiten Verderbnis“ und „der sehr bedenkliche Ton“ anhier mit Erfolg bekämpft wird.

Landesprodukte.

S. Paulo Grosshandelspreise vom 9. April 1913			
Zucker, mascavo	per Sack von 60 kg	15\$0.00	— 16\$ 00
„ Krystall	„ „ 60 „	30\$0.00	— 31\$0.00
„ Gries	„ „ 60 „	23\$0.00	— 27\$0.00
Schnaps	„ Liter	\$340	— \$380
Erdnüsse	„ 100 Liter	8\$0.00	— 9\$0.00
Reis, Agulha 1. Qual.	pr. Sack v. 58 kg	29\$0.00	— 30\$0.00
„ 2. „	„ „	24\$0.00	— 26\$0.00
„ Catete 1. „	„ „	21\$0.00	— 23\$0.00
„ 2. „	„ „	18\$0.00	— 20\$0.00
„ Quirera	„ „	5\$0.00	— 10\$0.00
„ Iguape	„ „	29\$0.00	— 30\$0.00
Spiritus von 36 Grad	„ Liter	\$600	— \$800
„ Primaware	„ „	\$800	— 1\$000
Knöblausch	„ Hundert	\$600	— 1\$000
Kleeheh (Alfafa) Pr. d. St.	„ kg	\$250	— \$300
Mangabeira-Kautschuk	„ Arroba	33\$0.00	— 45\$0.00
Kartoffeln, vorige Ernte	„ Sack	11\$0.00	— 12\$0.00
„ neue prima	„ „	12\$0.00	— 12\$500
Schweinefleisch, gesalzen	„ Arroba	16\$0.00	— 17\$0.00
Baumwollkerne	„ „	—	— \$900
Wachs	„ kg	—	— 1\$800
Bohnen, neue	„ 100 Liter	18\$0.00	— 20\$0.00
„ vorige Ernte	„ 100 „	12\$0.00	— 14\$0.00
Mandiokamehl (Far. d. m.)	„ Sack	13\$0.00	— 14\$0.00
Maismehl	„ „	8\$0.00	— 9\$0.00
Mais, gelber	„ 100 lt	8\$500	— 9\$400
„ weisser	„ 100 lt	10\$500	— 10\$700
„ Catete	„ 100 lt	8\$0.00	— 9\$0.00
Rollentabak	„ Arroba	20\$0.00	— 25\$0.00
Rizinuskkerne	„ kg	\$130	— \$120
Butter, frische	„ „	2\$500	— 2\$600
Eier	„ Dutzend	1\$400	— 1\$600
Käse	„ Stück	1\$400	— 1\$600
Speck, gesalzen	„ Arroba	16\$0.00	— 17\$0.00

Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten?

Unterm 15. v. M. hat der Finanzminister ein Rundschreiben an die Zollbehörden gerichtet, in dem er ihnen aufgibt, sofort ein Verzeichnis der seit dem 1. Januar d. J. verzollten Waren nordamerikanischer Herkunft aufzustellen und die erforderlichen Schritte wegen ihrer Nachverzollung zu tun. Dieser Erlaß ist noch nicht veröffentlicht worden, aber seine Existenz wird uns von sehr kompetenter Seite bestimmt versichert. Das bedeutet, daß die Bundesregierung nicht gewillt ist, das Dekret zu erneuern, durch das der Einfuhr gewisser Artikel (Mehl, Stacheldraht, Zement, Pianos usw.) aus den Vereinigten Staaten ein Zollnachlaß von 20 Prozent gewährt wird. Im Budget für 1913 ist ihr die Ermächtigung zu diesem Nachlaß wieder erteilt worden. Man nahm auch allgemein an, daß das Dekret, das auch im vorigen Jahre etwas spät herauskam, noch erscheinen würde, und die Zollbehörden verzollten die betreffenden nordamerikanischen Artikel auf Anweisung des Finanzministers so, als ob es bereits heraus wäre. Nichts deutete also darauf hin, daß das Dekret diesmal ausbleiben werde, und der obengenannte Erlaß kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Zunächst bedeutet der Erlaß vom 15. v. M. eine große Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit gegen den Handel. Das ist leider nichts Neues, sondern kommt recht häufig bei uns vor, wenn vom grünen Tisch aus gearbeitet wird oder politische Interessen in Frage kommen. Aber die Häufigkeit macht die Ungerechtigkeit nicht besser. Davon, daß viele Importeure, die auf Grund des bisher geltenden Zollnachlasses in den Vereinigten Staaten noch nicht ausgeführte Bestellungen gemacht haben, schwer geschädigt werden, weil die Mehrzahl der begünstigten nordamerikanischen Artikel ohne die Ermäßigung mit den gleichen Waren anderer Länder nicht mehr konkurrieren kann, wollen wir gar nicht reden. Aber daß für die bereits hier eingelaufenen, verzollten, aus dem Zollamt herausgenommenen und in den Verkehr gebrachten Waren nun auf einmal nachgezahlt werden soll, halten wir einfach für skandalös. Die Kaufleute haben diese Waren auf Grund einer Verkaufspreiskalkulation verkauft, bei der der ermäßigte Zoll eingesetzt wurde. Wenn sie jetzt zur Nachzahlung gezwungen werden sollen, dann werden sie ganz willkürlicher Weise um diesen Betrag geschädigt. Hätte die Regierung nicht allen Anlaß, auf einen für die Entwicklung unseres Landes so ungemein wichtigen Stand etwas mehr Rücksicht zu nehmen?

Aber darüber hinaus kommt dem Erlaß eine viel größere Bedeutung zu. Er ist nicht mehr und nicht weniger als das Signal zum Zollkriege. Die handelspolitischen Beziehungen zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten müssen gespannt sein und es muß sich als unmöglich erwiesen haben, die Spannung zu lösen. Offenbar steht damit auch die angebliche Verschiebung der Reise des Ministers des Aeußern nach Washington in Zusammenhang. Die Verschiebung dürfte wohl „sine die“ sein! Fragen wir nach den Gründen, so sind sie einigermaßen dunkel. Es liegt nahe, an den Valorisationskaffee zu denken, den Mr. Taft aus Erwägungen parteipolitischer Taktik nicht so behandelt hat, wie es den Gepflogenheiten internationalen Verkehrs entspricht. Auch Mr. Woodrow Wilson macht offenbar keine Anstalten, das Verhalten der Regierung zu ändern, wieder aus Erwägungen parteipolitischer Taktik. Wollte Mr. Taft das sinkende Schiff der Republikaner durch den Anti-Trustfeldzug gegen den (nicht

zu seiner Parteiorganisation gehörigen) angeblichen ausländischen Kaffeetrust wieder flott machen, so will umgekehrt Mr. Wilson die Demokraten nicht dem Vorwurf aussetzen, minder volksfreundlich zu handeln, als die gestürzte Partei. Da aber Brasilien noch zuviel Valorisationskaffee besitzt, als daß es des nordamerikanischen Marktes enttraten könnte, ohne empfindliche Preiseinbußen zu erleiden, so ist es sehr wohl möglich, daß der Anlaß hier zu suchen ist.

Vielleicht jedoch ist die Aktion ein Glied der argentinisch-brasilianischen Annäherungspolitik. Unsere südlichen Nachbarn haben sich immer beklagt, daß wir die Yankees zu ihrem Schaden begünstigen. An dieser Stelle ist es mehr als einmal ausgesprochen worden, daß die ganze Annäherungspolitik Humbug bleibt, solange wir ihr keine materielle Grundlage geben durch Begünstigung der argentinischen Einfuhr. Wir wissen aus sehr authentischer Quelle, daß Herr Lauro Müller diese Kritik nicht gefiel. Aber es sieht fast so aus, als ob er ihre Berechtigung heute zugäbe und wenigstens den Aufstoß der Bevorzugung der Yankees aus der Welt schaffen wolle. Dann wäre die Verteidigung unserer Aktionsfreiheit in der Valorisationsfrage vielleicht nur ein willkommener Vorwand gewesen. Oder hat die Regierung sowohl aus dem einen als auch aus dem anderen Grunde gehandelt?

Repressalien seitens der Vereinigten Staaten sind nicht ausgeschlossen. Aber unser Haupteinfuhrprodukt dorthin, den Kaffee, werden sie kaum treffen. Herr Wilson wurde auf die Plattform des „billigen Frühstückes“ gewählt, die demokratische Mehrheit des Repräsentantenhauses ebenfalls. Und da die Yankees genau wie andere Leute sehr empfindlich sind, wenn man sie „vor den Bauch tritt“, so wird wohl kaum der Versuch gemacht werden, den Kaffeezoll zu erhöhen. Und der Rest kann uns Hekuba sein.

Beiträge zur Teuerungsfrage.

Sehr lehrreich und ein grelles Schlaglicht auf die Teuerungsfrage werfend ist die Statistik über den Betrieb der Pfandleihanstalten im Jahre 1912. 10 Pfandleihanstalten liehen im verflossenen Jahre zusammen 9.777:179\$400 hier, und zwar Henry Armando 2.108:575\$000, Veuve L. Leite & Co. . . . 1.576:000\$000, Rocha & Farulla 1.157:450\$000, José Cahen 1.212:871\$000, Guimarães & Sanseverino 898:585\$000, Simm Ettinger 693:463\$000, Dias & Moysés 734:916\$000, Samuel Hoffuson 565:162\$000, R. Cerqueira 499:787\$000 und Adalberto de Andrade 330:370\$000. Auf diese Beträge nahmen sie an Zinsen nicht weniger als 4.693:556\$112 ein: auf 9,7 Millionen Darlehen 4,6 Millionen Zinsen, also nahezu die Hälfte! Davon entfielen auf Henry Armando 1.012:216\$000, Veuve L. Leite & Co. . . . 756:480\$000, Rocha & Farulla 565:576\$000, José Cahen 582:178\$080, Guimarães & Sanseverino . . . 431:320\$800, Simon Ettinger 333:252\$240, Dias & Moysés 352:759\$680, Samuel Hoffuson 271:277\$760, R. Cerqueira 239:897\$760 und Adalberto de Andrade 158:577\$792. Das sind ganz außerordentliche Gewinne, die man nicht anders denn als wucherisch bezeichnen kann. Wir wissen nicht, ob unsere Gesetze diese Ausbeutung der Notlage erlauben. Sollte es der Fall sein, so tut schleunige Abhilfe not. Andernfalls wäre es Pflicht der zuständigen Behörden, dem Unfug ein Ende zu machen. Mehr als 1 Prozent Zinsen monatlich zu erheben, ist auch unter unseren besonderen Verhältnissen Wucher. Die

Pfandleiher aber nehmen, da die Zinseinnahmen netto 48 Prozent der Darlehen betragen, die Kleinigkeit von 4 Prozent monatlich!

Was die Herabsetzung der Frachten auf der Zentralbahn, der Oeste de Minas und dem Lloyd Brasileiro anbelangt, so haben wir sofort bei Bekanntwerden des Entschlusses der Regierung darauf hingewiesen, daß diese von den sogenannten Volksblättern mit Jubel begrüßte Maßregel zwar die Zwischengewinne steigern und die Einnahmen der betreffenden Verkehrsinstitute empfindlich schädigen, dem Konsum aber nicht den geringsten Vorteil bringen werde. Wir konstatieren mit Genugtuung, daß das „Jornal do Commercio“ derselben Ansicht ist. Das Blatt schreibt: „Bezüglich der Frachtermäßigung von 60 Prozent, die von der Regierung in gutem Glauben dekretiert wurde, sagten wir, daß ihre Wirkung zugunsten der Konsumenten zweifelhaft sei. Eingehenderes Studium überzeugt uns, daß die Wirkung nicht nur zweifelhaft, sondern überhaupt nicht vorhanden ist. Die Ermäßigung wird nur dem Zwischenhändler nützen und die Einnahmen jener Institute enorm schädigen, und, was vielleicht noch schlimmer ist, auch diejenigen der Konkurrenzunternehmen, wie der Leopoldina Railway, der Navegação Costeira und der Companhia Comercio e Navegação. Auf der Zentralbahn genießen die Lebensmittel jetzt eine Frachtermäßigung, die zwischen 2,2 und 5,7 Reis pro Kilo schwanken. Bohnen, Mais, Mandiokamehl, Fubá können jetzt um 11 Reis für je 5 Kilo billiger verkauft werden, Zucker, Reis, Schmalz und Speck aber um je 28,5 Reis für 5 Kilo. Es ist sonnenklar, daß diese unbedeutende Ermäßigung nur dem Zwischenhandel zugute kommen kann. Auch wenn die Lebensmittel als Eilgut verschickt werden, so beträgt die Differenz nur 12 Reis pro Kilo. Davon kann gewiß weder der Produzent noch der Konsument Nutzen haben. Die Maßregel ist also weder eine Erleichterung, noch viel weniger eine Hilfe. Außerdem aber ist eine Eisenbahn ein ebenso achtenswertes Unternehmen wie dasjenige des Kartoffelbauers oder des Reisplanters oder irgend eines anderen Produzenten. Unter den Industrien gibt es keine, die des Schutzes würdiger wäre als die Verkehrsindustrie.“

Nachstehend geben wir einige Zahlen, die beweisen, wie recht das „Jornal do Commercio“ mit seinen Ausführungen hat. Zucker zahlte auf der Zentralbahn bis zum 19. März pro Tonne auf 200 Kilometer 11\$500, seitdem 5\$800, das macht auf das Kilo 5,7 Reis Ermäßigung. Für Reis, Schmalz, Butter und Speck gelten dieselben Sätze. Kartoffeln zahlte bis zum 19. März 7\$700, seitdem 4\$300, oder 3,4 Reis pro Kilo weniger. Dieselben Sätze gelten für Zwiebeln, Mandiokamehl, Fubá, grüne Bohnen, Mais in Kolben. Mais- und Reismehl zahlte bis zum 19. März 8\$000, seitdem 5\$800 oder 2,9 Reis pro Kilo weniger. Ebenso Bohnen und Mais. Beim Lloyd Brasileiro kann unter Umständen durch genaue Befolgung des Dekretes sogar eine Erhöhung der Frachten eintreten, wenigstens für Zucker. Die Regierung hat nämlich angeordnet, daß eine Ermäßigung von 60 Prozent auf die aus den Tarifen ersichtlichen Frachtsätze statfinde. Nun beträgt der tabellarische Frachtsatz für Zucker von Pernambuco nach Rio 2\$400 pro Sack von 60 Kilo. Nach der Ermäßigung um 60 Prozent bleiben 960 Reis Fracht, was einer Ermäßigung von 24 Reis pro Kilo entspricht, also gewiß dem Konsumenten keinen Vorteil bringt. In Wirklichkeit hat der Lloyd aber bisher aus Konkurrenzrücksichten nur 600 Reis pro Sack erhoben. Hält er sich jetzt an das Dekret, so erhebt er 360 Reis mehr als bisher. Aber selbst wenn er die Ermäßigung auf seinen Konventionalsatz von 600 Reis

eintreten lassen würde, was kaum anzunehmen ist, so hätte der Konsument ebenfalls keinen Vorteil. Denn die Fracht betrüge alsdann 240 Reis und die Ermäßigung pro Kilo 4 Reis. Es ist also handgreiflich, daß der Konsum von der großen Rettungsaktion der Regierung nicht den geringsten Vorteil hat und haben kann.

Auch bezüglich einer anderen Frage finden wir die Unterstützung des „Jornal do Commercio“, und das sind die zwischenstaatlichen Ausfuhrzölle. Wir zeigten schon neulich an einem Beispiel aus dem Staate Rio, wie lächerlich die Frachtermäßigung im Vergleich zu der Belastung durch jenen verfassungswidrigen Zoll wirkt, und das „Jornal do Commercio“ sagt: „Was uns zukommt, das ist nicht auf der Straße zu lärmern und Zusammenrottungen zu veranstalten, die keine guten und dauernden Folgen haben können, sondern ernsthaft und entschlossen die unerträgliche Lage zu mildern, vor allem durch Abschaffung absurder Abgaben, die mehr und mehr die wichtigsten Lebensmittel belasten. Noch jetzt hat z. B. der Staat Rio de Janeiro fast alle Anfuhrzölle auf die wichtigsten Lebensmittel vermehrt. So bezahlt ungeschälter Reis, der bis zum vergangenen Dezember 100 Reis pro Sack zu entrichten hatte, jetzt 200 Reis und geschälter 400 Reis. Brennholz, das 500 Reis pro 100 Scheite bezahlte, entrichtet jetzt 1 Milreis, der Sack Bohnen 200 statt 100 Reis, und die Abgabe für Gemüse ist sogar verfünffacht worden. Kümmeren wir uns um diese Dinge, wenn wir die Teuerung mildern wollen.“ Gewiß stellen die meisten Erhöhungen der Ausfuhrzölle des Staates Rio im Vergleich mit den Frachtermäßigungen nicht viel vor. Aber die Erfahrung lehrt, daß jede Erhöhung von Frachten und Zöllen doppelt und dreifach auf den Konsum abgewälzt wird, während Ermäßigungen ihm nur dann zugute kommen, ja überhaupt nur zugute kommen können, wenn es sich um wirklich bedeutende Beträge handelt. So kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Erhöhung der Fluminenser Ausfuhrzölle den Cariocas sofort die ohnehin schon teuren Lebensmittel noch mehr verteuert hat.

Doeh die Bundesregierung scheint keine Lust zu haben, mit den Einzelstaaten anzubinden. Lieber fährt sie fort, durch unzureichende Maßnahmen die Finanzen zu ruinieren und dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Täte sie anders, so würde das gar nicht zu ihren bisherigen Leistungen passen.

Aus aller Welt.

Die Wiener Hofoper war am 2. März der Schauplatz eines Theaterskandals, wie ihn, in Wien wenigstens, noch kein Hoftheater erlebt hat. Man gab Meyerbeers „Hugenotten“. An Stelle der erkrankten Sängerin der Valentine, Frau Lucie Weidt, war im letzten Augenblick, um die Vorstellung zu ermöglichen, eine Frau Kempter-Jarno eingesprungen. Schon in dem Duett des zweiten Aktes mit Marell, den Herr Corvinus nicht zur Zufriedenheit des Publikums sang, kam es, als auch der Gast in Folge einer Indisposition und durch die schlechte Schulung ihrer an und für sich schönen Stimme versagte, zu lauten Kundgebungen des Publikums, zu Pfui- und Abzugsrufen gegen die Leitung, die die ganze Pause zwischen dem dritten und vierten Akt durchdauerten. Insbesondere tobte die Galerie gegen Direktor Gregor, dem sie die Schuld an dem sich immer mehr häufenden ungenügenden Vorstellungen in der Oper zuschiebt. Zu Beginn des vierten Aktes konnte der Kapellmeister Reichenberger mit dem Vorspiel nicht beginnen, weil das Publikum

sich nicht beruhigen konnte. Das Orchester setzte nicht ein, es mußte abgeklöpft werden. Der Regisseur, Herr Wymental, trat vor und wurde mit Zischen und Pfeifen empfangen, entschuldigte die Sängerin wegen ihrer Indisposition und erklärte, daß er die Oper, da sich die Indisposition gesteigert habe, mit der Schwerterreihe des vierten Aktes schließen lassen werde, so daß das große Duett mit Raoul und der fünfte Akt wegbleiben müßte. Auf diese Ankündigung erreichte die Demonstration des Publikums ihren Höhepunkt. Es konnte überhaupt nur mit Mühe und Not und unter fortwährenden Demonstrationen des Publikums weitergespielt werden, worauf die Vorstellung dann vorzeitig mit der Schwerterreihe schloß. Die Demonstrationen wurden auf der Straße fortgesetzt, und die Polizei mußte in mehreren Fällen einschreiten. Die für die erkrankte Darstellerin der Valentine eingesprungene Frau Kempter-Jarno wurde noch in eine Nervenheilanstalt gebracht. Ihr Aufregungszustand artete so aus, daß der Direktion der Wiener Hofoper nichts anderes übrigblieb, als die Dame, die die Adresse ihres Hotels vergessen hatte, in eine Nervenheilanstalt zu bringen.

Ein schweres Automobilunglück fand auf der Strecke zwischen Wien und Preßburg statt. Ein Automobil, das mit sechs Personen besetzt war, fuhr so heftig an einen Randstein der Chaussee an, daß das Automobil sich überschlug und vollständig zertrümmert wurde. Der Führer des Kraftwagens erlitt lebensgefährliche Verletzungen und verstarb, noch ehe Hilfe zur Stelle geschafft werden konnte, unter den Trümmern seines Kraftwagens. Seine Frau erlitt ebenfalls lebensgefährliche Verletzungen und mußte sofort nach dem Krankenhause transportiert werden, wo sie in beinahe hoffnungslosem Zustande darniederliegt. Auch eine dritte Person, die noch im Kraftwagen Platz genommen hatte, wurde ziemlich erheblich verletzt. Der Chauffeur beging unmittelbar nach dem furchtbaren Unglück Selbstmord durch Erhängen, da er sich selbst die Schuld an dem Unglück beimaß.

Ueber das englische Luftfahrsgesetz verlautet aus London: Ausländische Flugzeuge bedürfen für den Flug nach England nicht der Erlaubnis des englischen Konsuls. Sie müssen achtzehn Stunden vorher über den beabsichtigten Flug mit allen Einzelheiten Mitteilung an das Amt des Innern in London richten. Luftschiffe und Flugzeuge müssen ihre Ankunft an der Küste melden, und dürfen ihre Fahrt nicht fortsetzen, bis sie die Erlaubnis dazu erhalten, wobei ihnen gleichzeitig mitgeteilt wird, unter welchen Bedingungen ihnen die weitere Fahrt gestattet wird. Niemand, der mit einem Luftschiffe oder Flugzeug in das Vereinigte Königreich fliegt, darf zollpflichtige Sachen, photographische Apparate, Brieftauben, Sprengstoff oder Schießwaffen mit sich führen. Besuche ausländischer Marine- oder Militärflugschiffe oder Flugzeuge sind verboten, es sei denn, sie geschähen auf Einladung oder mit Erlaubnis der englischen Regierung. Uebertretungen dieser Bestimmungen werden mit sechs Monaten Gefängnis und 200 Pfd. Sterling bestraft. Luftschiffe oder Flugzeuge, die über verbotene Oertlichkeiten fliegen, dürfen beschossen werden. Spionage mit Hilfe von Luftschiffen und Flugzeugen wird mit sieben Jahren Zuchthaus bestraft.

Abschaffung des griechischen Kalenders in Rußland. In Petersburg wird gemeldet: Dem Reichstage wurde ein Plan vorgelegt, nach welchem der griechische Kalender in Rußland durch den Kalender neuen Stils ersetzt werden soll.

Der Yankees herrliche Kriegsmarine. Im Marinodepartement hat bis jetzt 120.000 Fingerabdrücke nach dem Bertillonschen System gesammelt, die alle von Mannschaften der Kriegsmarine stammen. Man bezweckt mit der Sammlung zu verhindern, daß Soldaten, die desertiert sind, sich abermals in die Listen aufnehmen lassen, ohne vorher die für die Desertion festgesetzte Strafe verbüßt zu haben. Man ist durch dies System schon jetzt darauf gekommen, daß sich in den letzten fünf Jahren 1700 Angehörige der Kriegsmarine, welche desertiert waren, wieder zur Einstellung gemeldet haben.

Zur Flucht des Direktors Götzl. Zu der Flucht des Direktors der Aktiengesellschaft für Papierindustrie Anselm Götzl in Prag wird noch gemeldet: Götzl führte ein luxuriöses Leben und hinterließ mehr als 400.000 Kronen Schulden, die er seinen Brüdern sowie Verwandten seiner Frau zum Ankauf von Aktien seiner Gesellschaft herausgeschwindelt hatte. Götzl spiegelte seinen Verwandten vor, daß die Aktien syndiziert seien, während er sie bei Prager Banken hoch belehnen ließ. Auch von Fremden wußte Götzl große Geldbeträge zu entlocken, indem er ihnen vorspiegelte, daß sie an den neuen Emissionen der Gesellschaft beteiligt werden würden. Unter den Geschädigten befinden sich der Tenorist der Wiener Hofoper Piccaver mit 15.000 Kronen, der Bassist Frank in Mannheim u. a. In Monte Carlo verlor Götzl 100.000 Kronen. Nach seiner Rückkehr suchte er von seiner Familie zur Rangierung eine Viertelmillion Kronen zu erlangen, was ihm jedoch nicht gelang. Letztlich reiste Götzl nach Deutschland, seither ist er verschwunden. Götzl dürfte sich neueren Erhebungen nach nicht nach Amerika, sondern nach Spaa oder Bearritz geflüchtet haben.

Eine Mädchenleiche wurde in Frankfurt am Main aus dem Mainstrom gezogen. Die Tote, Dora Grünfeld aus Würzburg, war nach Frankfurt als Verkäuferin gekommen und dort mit einer gewissen Frau Duschkes bekannt geworden. Die Frau hat sich in Antwerpen verheiratet, lebt aber getrennt von ihrem Manne. Sie ist schon viel in der Welt herumgekommen. Eine Schwester der Frau Duschkes soll in Brasilien ein Freudenhaus besitzen. Zwei Tage, nachdem die Duschkes mit dem jungen Mädchen bekannt geworden war, ging die Grünfeld morgens weg, um Brötchen zu holen. Von diesem Gange ist sie nicht mehr zurückgekehrt. Sie war spurlos verschwunden. Man schritt nun nach einiger Zeit zur Verhaftung der Frau Duschkes, die man aber nach einigen Tagen wieder freilassen mußte, da man ihr nichts nachweisen konnte. Später wurde sie aber wieder verhaftet, nachdem die Kinder der Frau Duschkes ausgesagt hatten, daß die Mutter der Grünfeld ein Kleid und eine Uhr geschenkt hatte. Bei einer Haussuchung in der Wohnung der Frau Duschkes wurde eine Depesche vorgefunden, die lautete: T „1000 Mark Papagei Brasilien“. Das soll jedenfalls in der Sprache der Mädchenhändler heißen, daß für ein Mädchen, das nach Brasilien gebracht würde, 1000 Mark gezahlt würden. Aus weiteren Briefen und Telegrammen ging hervor, daß man es in Frau Duschkes mit einem Mitgliede einer internationalen Mädchenhändlerbande zu tun hatte. Von der Grünfeld hatte man in der Zwischenzeit nichts mehr gehört, bis sie als Leiche aus dem Main gelandet wurde. Nach Ansicht der Polizei hat man die Grünfeld einige Tage versteckt gehalten, um sie bei passender Gelegenheit nach Amerika zu schleppen. Sie soll vergiftet und dann in den Main geworfen worden sein.

Großer Hotelbrand. Im Deway-Hotel in Omaha (Nordamerika) brach ein Brand aus, der rasch solchen Umfang annahm, daß viele Leute verbrannten. Man glaubt, daß 40 bis 50 Tote in den Trümmern liegen. Eine riesige Kälte erschwerte die Löscharbeiten, da das Wasser, sobald es aus den Schläuchen kam, gefror. Auch die Rettungsleitern waren vereist und kaum zu benützen. Fünf Personen wagten den Sprung in die Tiefe, blieben aber mit zerschmetterten Gliedern tot liegen.

Eine Tapfere. Kürzlich drang ein Einbrecher in die Schuhmacherwerkstätte der 60jährigen Jungfer Dätwyler in Ostringen, wo er von dem kalblütigen Fräulein überrascht wurde. Der Schelm versteckte sich unter der Werkbank, entging damit jedoch nicht den Blicken der allen Dingen auf den Grund gehenden Jungfer. Sie nahm den Einbrecher beim Schopf und bläute ihm nach allen Regeln der Kunst gehörig durch, so daß der Mann schleunigst Reißaus nahm, verfolgt von der Walküre, die die Verfolgung erst aufgab, als der Dieb im Dunkel der Nacht verschwunden war.

Eine türkische Frauenversammlung gegen die Balkangreuel. Gegen 4000 türkische Frauen hielten unlängst in der Universität zu Konstantinopel eine Versammlung ab, in der zahlreiche patriotische Ansprachen gehalten wurden. Unter den Rednerinnen befanden sich auch die Gemahlin des Generals Mahmud Muktar Pascha und die Prinzessin Miimed. Die Versammlung beschloß, im Namen der ottomanischen Frauen an die Armee ein Telegramm zu richten, worin diese aufgefordert wird, im Kampfe zu verharren, den Abscheu der Frauen der gesamten islamitischen Welt über die von den Verbündeten in Rumelien begangenen Greueltaten auszudrücken und an die Gemahlinnen der Staatsoberhäupter Europas ein ausführliches Telegramm zu richten, worin gegen die von den Truppen der Balkanstaaten begangenen Grausamkeiten protestiert und in rührenden Worten und den Edelsinn und die Menschlichkeit der Gemahlinnen der Staatsoberhäupter appelliert wird, den Greueln ein Ende zu setzen.

Charles Tellier, der Erfinder der Gefrierkammern und Gefrierhäuser, der als Erster gefrorenes Fleisch auf einem dazu speziell eingerichteten Schiff „Le Frigorifique“ von Le Havre nach Argentinien und zurück transportierte, lebte in Paris in sehr bescheidenen, fast ärmlich zu nennenden Verhältnissen, bis sich kürzlich die „Association française du Froid“ für ihn einsetzte und auf Grund einer Kollekte die ansehnliche Summe von 100.000 Francs aufbrachte. Die Summe, die fast ausschließlich von Industriellen gezeichnet wurde, die dem Erfinder ihr Vermögen verdanken, wurde Tellier anläßlich eines Banketts überreicht. Der greise Erfinder wurde gleichzeitig von der französischen Regierung durch Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Deutsche Rührigkeit in Iowa. Das Deutschthum von Denison und dem ganzen Crawford County in Iowa ist zur Zeit in einer energischen Agitation für die Errichtung eines deutschen Opernhauses begriffen. Subskriptionslisten sind im Umlauf, und die Zeichnungen sollen in so reger Weise erfolgen, daß die Ausführung des Planes schon jetzt als gesichert angesehen werden kann. Namentlich der Germanenverein hat sich schon seit Jahren darum bemüht, der Stadt ein neues deutsches Opernhaus zu sichern. Der vorbildlichen Opferwilligkeit seiner Mitglieder ist es zu danken, daß das Deutschthum der Stadt wie des Contys sein Interesse für das Unternehmen in so ausgedehntem Maße zum Ausdruck bringt.

Unfall auf einem englischen Artillerieschießplatz. Aus Shoeburyness wird gemeldet, daß sich beim Probeschießen mit einem großkalibrigen Geschütz ein ernstster Unfall ereignet hat. Der Verschluß eines Achtzehnpfünders wurde beim Abfeuern des Schusses hinausgeschleudert, wobei der Kanonier Hubbard getötet und Kapitän Dreyer, Sergeant Husesy und Kanonier Tierson schwer verletzt wurden.

Sprung auf eine führerlose Lokomotive. Ueber die wackere Tat eines Zugführers berichtet der „Mährische Sprecher“ in Bochum. Der Zugsführer August Möller hatte von der Station Bochum-Süd einen Sonderzug nach Bochum—Riemke—Friemersheim zu führen. Von hier aus sollte die Leerfahrt nach Bochum-Süd erfolgen. Auf der Station Essen-Verschiebebahn fuhr dem Zug eine Rangierabteilung in die Flanke. Lokomotivführer und Heizer retteten sich durch Abspringen von der Maschine, wobei sie vergaßen, den Regulator zu schließen. Der Tender und der Packwagen wurden schwer beschädigt, jedoch blieb der Zug auf den Schienen und fuhr mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer führerlos nach Steele weiter. Von Essen nach Steele ist ein Gefälle von etwa 1:70. In dem Gepäckwagen befanden sich der Zugsführer Möller und vier Mann. Da an Rettung durch Abspringen wegen der großen Geschwindigkeit nicht mehr zu denken war, versuchte der Zugsführer, nachdem er sich von der Türe des Packwagens aus unter Lebensgefahr auf das Dach des Wagens geschwungen hatte, von dort aus auf die Maschine zu springen. Der Abstand zwischen Wagen und Lokomotive betrug etwa vier Meter. Mit einem Anlauf glückte es dem Tapferen, in voller Fahrt auf den Tender zu springen. Er fiel auf die Kohlen, raffte sich auf, sprang an den Regulator der Maschine und brachte den Zug noch vor der Einfahrt in den Bahnhof Steele zum Stehen.

Die beleidigten Einwohner von Gibraltar. Von Gibraltar ist am 3. März eine Deputation von Bürgern nach England abgefahren, die sich in London bei der Regierung über den Gouverneur Sir Archibald Hunter beklagen soll. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um der Deputation das Geleite zu geben und ihrem Unternehmen Glück zu wünschen. Die guten Bewohner der Stadt Gibraltar, meist Spanier, fühlen sich beleidigt, weil der Gouverneur sie (die Stadt) einen Augiasstall genannt und ihren Bürgern vorgeworfen hat, daß sie schlechter Englisch sprechen als die Straßenneger von Durban, während die Eseltreiber von Kairo geradezu elegantes Englisch redeten im Vergleiche zu den Bürgern von Gibraltar. Auch hatte der Gouverneur gedroht, der spanischen Presse in Gibraltar einen Maulkorb anlegen zu wollen, und der Handelskammer in nackten Worten erklärt, daß er für ihre kleinen Schachereien keine Sympathie habe. Das wollen sich die Leute von Gibraltar nicht gefallen lassen und haben die Deputation erwählt, die dem Gouverneur in London — „einheizen“ soll. Unter donnernden Vivas führen die Herren mit dem Dampfer über Algeciras ab.

Immer wieder die Apaehen. In einem Viertel von St. Denis (Paris) kam es zwischen der Polizei und vier Verbrechern zu einem Kampfe, wobei die letzteren von ihren Revolvern rücksichtslosen Gebrauch machten und zwei der Polizisten verwundeten. Die auf der Straße befindlichen Leute griffen nun ihrerseits die Banditen an, überwältigten sie und schossen sie dann mit ihren eigenen Waffen über den Haufen. Der Vorfall hat gewaltiges Aufsehen erregt, denn es ist dies das erste Mal, daß das Publikum sich in dieser Art gegen das im-

mer unerträglich werdende Verbrechen zum Wehr setzt. Das entschlossene Vorgehen des Publikums wird von der Presse fast vorbehaltlos gebilligt.

Komischer Schwindel. Im Norden Berlins setzten zwei unbekannte Männer einen Schwindel in Szene, der eines komischen Beigeschmacks nicht entbehrt. Dort erschien in einem Schuhwarenladen ein Mann und verlangte ein paar gute Schnallenschuhe. Er ließ sich mehrere Sorten vorlegen und zog schließlich ein Paar, das ihm zusagte, an. Als er gerade damit fertig war, erschien ein zweiter Kunde, der, ehe er noch befragt werden konnte, was er wünsche, zur größten Ueberraschung des Geschäftsmannes dem ersten Mann — eine schallende Ohrfeige gab und dann wieder, ohne ein Wort zu sagen, zur Türe hinauslief. Der Geohrfeigte tat sehr bestürzt, rannte dann aber dem Flichenden nach und verschwand mit ihm an der nächsten Straßenecke, ehe noch der verdutzte Ladeninhaber sich eigentlich erklären konnte, was los war. Als sich aber der Geschlagene nicht wieder sehen ließ, kam er zu der richtigen Ueberzeugung, daß er das Opfer eines ganz raffinierten Schwindels geworden war. Denn ohne Zweifel arbeiteten die beiden Männer zusammen. Auf dem Kriegsschauplatz zurück blieb ein Paar alter, ausgetretener Lederpantoffeln, die der „Käufer“ der Schnallenschuhe angehabt und zurückgelassen hatte.

Russische Militärinstruktoren für die Mongolei. Das Abkommen betreffend die Berufung von russischen Offizieren zur Organisation und Ausbildung einer mongolischen Reiterbrigade ist von dem mongolischen Minister und dem Vertreter Rußlands Korostowez unterzeichnet worden.

„Auerbachs Keller“ in Leipzig. Dieser Tage ist der durch Goethe historisch wie literarisch unsterblich gewordene „Auerbachs Keller“ in Leipzig nach der architektonisch und künstlerisch vollendeten Neuschöpfung von Auerbachs Hof wieder eröffnet worden. Die Bilder und künstlerischen Schmuckwerke sind in ihrer ehemaligen Form wiederhergestellt und eine große Anzahl der Wand- und Schmuckwerke ist von verständnislosen Uebermalungen befreit worden. Die beiden berühmten Holzschnitzereien „Fausts Faßtritt“ und das „Zechgelage mit den Studenten“, die „Hexenküche“ ganz unten im Faßkeller, ja sogar die alten Stühle und Tische sind erhalten geblieben.

Wichtiges indisches Ehegesetz. Vor einiger Zeit brachten wir in unseren Notizen die Nachricht, daß zehn Millionen Ehefrauen in Indien sich in dem kindlichen Alter von zehn Jahren und darunter befinden. Die indische Regierung bringt jetzt Gesetzentwürfe ein, die das Heiratsalter bis auf sechzehn Jahren hinaufschieben sollen. Die Uebertretung dieser Bestimmung soll sogar mit einer Gefängnisstrafe bis zu fünf Jahren belegt werden.

Verstärkung der englischen Besatzung in Aegypten. Wie man aus Kairo meldet, verlautet in gut unterrichteten Kreisen, daß in nächster Zeit eine sehr bedeutende Verstärkung der englischen Okkupationsarmee in Aegypten erfolgen soll. Das britische Kriegsministerium habe schon alle dafür erforderlichen Vorbereitungen getroffen. Die Absicht, die Okkupationstruppen zu vermehren, war seit langem aus der Tatsache zu erkennen, daß in der Vorstadt von Kairo, Abassieh, große Kasernenbauten errichtet worden sind.

Ein entsetzlicher Vorgang hat sich kürzlich in unmittelbarer Nähe des Eisenaacher Westbahnhofes abgespielt. Der 33jährige Fabrikarbeiter Rudloff, der 18jährige Arbeiter Schumann und die 20jährige Arbeiterin Margarete Rickardt hatten sich

die Nacht hindurch in verschiedenen Lokalen herumgetrieben und waren schließlich alle drei völlig betrunken. In diesem Zustande wurde der Arbeiter Rudloff, der mit einem anderen Mädchen verlobt war, von Lebensüberdruß gepackt und kam auf den unglückseligen Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Gleichzeitig bat er seinen Freund und das Mädchen dasselbe zu tun. In der Trunkenheit stimmten die beiden andern zu und man beschloß, in der Nähe des Westbahnhofes zu gehen und sich dort von einem Güterzug überfahren zu lassen. Rudloff ließ sich eine Postkarte geben, auf der er an seine Angehörigen Abschiedsgrüße richtete, diese Karte unterschrieben auch die beiden andern. Dann brach man auf und kam etwa um sechs Uhr morgens auf dem Bahnhof an. Unterwegs war das Mädchen aber anderer Meinung geworden und bat flehentlich, man möge sie am Leben lassen. Damit waren die beiden betrunkenen Männer nicht einverstanden. Sie überwältigten das sich heftig wehrende Mädchen, bis es schließlich in eine tiefe Ohnmacht fiel. Rudloff band die Unglückliche mit einem Strick an sich fest und legte sich dann mit dem Mädchen auf die Schienen. Einen Meter davon entfernt legte sich Schumann hin. Als wenige Minuten später in der Dunkelheit ein Güterzug daherbrauste, erwachte das Mädchen und gewann im letzten Augenblick in seiner Verzweiflung so viel Kraft, daß sie sich einige Centimeter auf die Seite wenden konnte. Dadurch wurde es gerettet und trug nur einige ganz leichte Verletzungen am Halse davon. Den beiden Männern aber gingen die Räder über den Körper, sodaß sie auf der Stelle tot waren. Nur mit vieler Mühe gelang es dem Mädchen, sich aus der Verschnürung zu befreien. Es lief dann zum Bahnhof und erstattete Anzeige von dem entsetzlichen Vorfall.

Der Panamakanal kürzt den alten Schifffahrtsweg von Ostamerika nach Westamerika und Südamerika herum ganz beträchtlich ab; von New York und San Francisco betrug dieser Weg bis jetzt 13.237 Seemeilen; durch den Panamakanal wird der Weg auf nur 5277 Seemeilen heruntersetzt. Auch für Deutschland hat der Kanal seine Bedeutung. So beträgt der Weg von Hamburg nach San Francisco um Südamerika herum 14.000 Seemeilen, künftig unmittelbar durch den Panamakanal nur 8402 Seemeilen. Die große deutsche Schifffahrtsgesellschaft Hapag (d. h. Hamburg-Amerika-Pakettfahrt-Aktiengesellschaft) ist schon jetzt dabei, sich auf den Kanal einzurichten.

Mittelalterlicher Firlefanz. Der König von Spanien hat eine Verfügung unterzeichnet, durch welche dem Marokkanischen Hafenorte Melilla der Titel einer „sehr edlen und heroischen Stadt“ verliehen wird.

Serbische Greuelthaten. In der Nähe der nordalbanischen Stadt Kroja haben die Serben ein albanisches Dorf überfallen und in Brand gesteckt. Hierbei kamen etwa 20 Frauen und Kinder in den Flammen um.

Wie die Tuberkulose entsteht.

Auf Grund der neuesten medizinischen Forschungsergebnisse veröffentlicht ein deutscher Internist die folgenden Mitteilungen: Die Entstehung der Lungenschwindsucht ist trotz der unzähligen Untersuchungen, die man in den letzten Jahrzehnten unter Heranziehung aller medizinischen Spezialfächer angestellt hat, auch heute noch ein zum großen Teil ungelöstes Problem. Hatte man unmittelbar nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus geglaubt, der gefährliche Keim gelange einfach mit

tels der Atmung in die Lungen, und siedelte sich dort in den schlechter als die übrigen Lungenabschnitte durchlüfteten und daher widerstandsunfähigeren Lungenspitzen an, so zeigte sich bald, daß sich der Infektionsweg durchaus nicht in allen Fällen so sicher bestimmen läßt, wie es anfangs den Anschein hatte. In der Folgezeit ist die Einatmungstheorie ganz beträchtlich eingedämmt worden und es gibt sogar Forscher, die sie überhaupt gänzlich verwerfen zu müssen glauben. So zog der berühmte Entdecker des Diphtherieserums, Professor von Behring, aus seinen experimentellen Untersuchungen den Schluß, daß die Schwindsucht fast stets das Endstadium einer tuberkulösen Infektion darstelle, die in der Kinderzeit von den Verdauungsorganen aus erfolgte. Nach diesem Gelehrten vermögen die Bazillen, wenn sie mit der Nahrung oder anderswie in den Darm gelangen, diesen, und sogar die benachbarten Unterleibsdrüsen ohne Hinterlassung sichtbarer Spuren zu durchwandern und so auf dem Blutwege in die Drüsen der Luftröhren und in die Lungen einzudringen. Die allgemeine Anerkennung hat sich diese Lehre allerdings nicht zu erringen vermocht. Zu ihrer Widerlegung hat man zunächst darauf verwiesen, daß zur Erzeugung einer Fütterungstuberkulose beim Tier weit erheblichere Bazillennengen notwendig sind als sie bei der spontanen Ansteckung jemals in Frage kommen. Außerdem aber müßte — ganz abgesehen davon, daß nach den neuesten, sehr gründlichen Forschungen die Rinderperlsuchtkeime beim Menschen nur äußerst selten bösartig verlaufende Tuberkulose verursachen — die Schwindsucht bedeutend abgenommen haben, seit man die Säuglinge durchweg mit abgekochter Milch ernährt, in der die etwa vorhandenen Bazillen abgekocht sind. Das ist aber nicht der Fall.

Eine scheinbare Bestätigung der Lehre, daß die Schwindsucht Erwachsener auf eine in früher Jugend erfolgte Infektion zurückzuführen sei, erblicken manche in den Ergebnissen systematischer pathologisch-anatomischer Untersuchungen, die zu dem überraschenden Schlusse nötigen, daß fast jeder Mensch einmal im Leben und zwar meist schon als Kind von einer tuberkulösen Erkrankung befallen wird. Im Einklang hiemit steht die Tatsache, daß in Großstädten bei 90 bis 100 Prozent aller Schulkinder die Probeimpfung mit Tuberkulin positiv ausfällt, was darauf hindeutet, daß bei ihnen allen im Körper irgendwo ein tuberkulöser Prozess sich abspielt oder abgespielt hat. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß es sich dabei oft um verhältnißmäßig harmlose Infektionen mit Perlsuchtbazillen oder um ziemlich gutartige Drüsentuberkulosen menschlichen Ursprungs handelt. Das eine einmalige Verseuchung des Körpers mit Tuberkelbazillen gegen spätere Erkrankungen einen gewissen Schutz gewährt, wie mehrere Gelehrte annehmen, ist nicht ganz ausgeschlossen, immerhin kann dieser Schutz bestenfalls nur von kurzer Dauer sein, denn die Statistik lehrt, daß die Sterblichkeit an der Tuberkulose beim Menschen bis ins hohe Alter fast stetig zunimmt.

Nicht viel besser begründet ist die ziemlich verbreitete Anschauung, daß es sich bei der Entstehung der Tuberkulose stets um eine von innen aus erfolgte Neuinfektion des Organismus handle, daß also der Tod an der Schwindsucht gewissermaßen nur die Schlußscene eines Dramas bilde, dessen Beginn in die Kindheit des betreffenden Kranken falle. Ist es bei der überreichen Gelegenheit, im Laufe eines langen Menschenlebens tuberkulös infiziert zu werden schon überaus schwierig oder ganz unmöglich eine spätere Uebertragung der Krankheit

mit Sicherheit auszuschließen, so erscheint es weiterhin schwer verständlich, warum die bösartigen Keime in manchen Körper jahrzehntelang ruhen sollen um endlich vielleicht noch nach fünfzig oder mehr Jahren die Lungen zu durchseuchen. Berücksichtigt man, daß die Schwindsucht in den Städten mit Vorliebe die Männer angreift, und daß ganz im Gegensatz zu dem beträchtlichen Rückgang der Krankheitsziffer in neuester Zeit die Tuberkulose bei der weiblichen Bevölkerung zum Beispiel in Preußen zugenommen hat, so liegt es sehr nahe, an den schädlichen Einfluß der gewerblichen Tätigkeit und bestimmter sozialer Faktoren zu denken. Sorgfältige statistische Untersuchungen in einem stark durchseuchtem Ort in der Nähe von Karlsruhe, die fast auf ein Jahrhundert zurückgehen, bestätigen von neuem die ungeheure Bedeutung der Wohnungsfrage für die Verbreitung der Schwindsucht, beweisen aber außerdem, daß die elterliche Tuberkulose die Sterblichkeit der erwachsenen Nachkommen nicht mehr in nennenswertem Grade beeinflusst. Von denen die in früher Jugend der Ansteckung ausgesetzt waren, stirbt ein Teil sehr bald, ein anderer in den Entwicklungsjahren in denen ja besonders hohe Anforderungen an den Organismus gestellt werden und zahlreiche Schädlichkeiten auf ihn einwirken. Erreichen sie aber das Mannesalter, so ist ihre Sterblichkeitsziffer nicht mehr höher, als die der Durchschnittsbevölkerung.

Nicht uninteressant ist übrigens, daß auch in Ortschaften, in denen seit einer Reihe von Jahren keine Tuberkulose mehr vorgekommen ist, ein ganz erheblicher Prozentsatz der Schulkinder sich durch den positiven Ausfall der Tuberkulinimpfung als infiziert erweist, ein Beweis dafür, wie leicht man auch außerhalb des Heims den Krankheitskeim in sich aufnehmen kann, natürlich ohne daß eine solche Infektion im späteren Leben jedesmal ein ernstes Leiden im Gefolge hat. Man wird vielmehr kaum fehlgehen mit der Annahme, daß für die Mehrzahl aller Fälle von Schwindsucht bei Erwachsenen eine frische Ansteckung und nicht eine Infektion aus der Kindheit verantwortlich zu machen ist. Dafür sprechen auch die ausgezeichneten Erfolge der jetzt üblichen Bekämpfung der Seuche, wobei man bekanntlich von dem Grundsatz ausgeht, daß es darauf ankommt, alle zu unserer Kenntniß gelangenden Infektionsquellen zu verstopfen und auf diese Weise, Menschen aller Altersklassen von der Berührung mit den Krankheitskeimen zu bewahren. Diese Verhütungsmaßnahmen umfassen also die ganze Bevölkerung und haben wie die Statistik lehrt gerade auch bei den Erwachsenen gute Früchte getragen; kämen sie nur den Kindern zugute, so hätten sie in der verhältnißmäßig kurzen Dauer ihrer Durchführung nicht eine solche erhebliche Verminderung der Sterblichkeitsziffer bewirken können.

Eine neue Theorie der Lepra.

Eine neue, von dem Arzte Dr. P. Engelbreth aufgestellte Theorie der Lepra wird im „British Medical Journal“ besprochen. Dr. Engelbreth will erkannt haben, daß die Lepra durch Ziegen übertragen werde, und weiß verschiedene Tatsachen zur Stütze dieser zunächst merkwürdig anmutenden Anschauung anzuführen. Nach seiner Ansicht überträgt sich die Lepra von Mensch zu Mensch nur sehr selten. Auf 512 Ehen, in denen einer der beiden Gatten an Lepra litt, kommen, wie er der Statistik entnimmt, nur 17, in denen der andere Gatte

ebenfalls an Lepra erkrankte, also so wenige, daß die Ansteckungsgefahr als äußerst gering angesehen werden muß. Es war also nach einem anderen Ueberträger der Krankheit zu suchen, und dieser soll nach Dr. Engelbreth die Ziege sein. Wo es Lepra gibt, werden Ziegen gezogen. Vormalen waren Aegypten, Arabien, Kleinasien und Indien die Hauptherde der Lepra und gleichzeitig die Länder der Ziegenzucht. Zugleich mit der Ziege hat die Lepra ihren Einzug in Griechenland gehalten, wohin sie aus Kleinasien gelangte, und von dort gingen die Krankheit wie das Haustier zusammen nach Italien und Spanien.

In Skandinavien ist die Lepra besonders erfolgreich, namentlich durch Arnauer Hansen, des Entdeckers ihres Erregers, studiert worden, und aus den skandinavischen Ländern stammen auch sehr genaue Statistiken. Um das Jahr 1400 kamen in Dänemark auf jedes Landgut 50 bis 200 Ziegen. Damals waren 20 Isolierungsstätten für Leprakranke nötig. Die Ziegenzucht wurde ganz erheblich eingeschränkt, weil die Tiere die Bäume zu sehr beschädigen, und die Folge, so sagt wenigstens Dr. Engelbreth, war, daß am Ende des XVI. Jahrhunderts die Isolierungsstätten für Leprakranke abgeschafft werden konnten. Norwegen dagegen behielt die Ziegenzucht bei und damit auch die Leprakranken: 1848 gab es in Norwegen noch eine halbe Million Ziegen und 2000 Leprakranke. Heute zählt man etwa 250.000 Ziegen, während die Anzahl der Leprakranken 200 betragen mag.

Dr. Engelbreth hat seine Untersuchungen auch auf die Neue Welt ausgedehnt und herausgefunden, daß auch dort die Wechselbeziehung zwischen Ziege und Lepra eindeutig nachzuweisen ist. In den Vereinigten Staaten fällt die Verbreitung der Lepra mit der der Ziege zusammen. Wo Spanier, Portugiesen oder Neger die ersten Ansiedler waren, findet sich die Ziege und die Lepra. Unter den englischen Kolonisten, die keine Ziegen mitzubringen pflegten, fehlt die Lepra dagegen.

Dr. Engelbreth nimmt als sicher an, daß die Lepra durch die Ziege übertragen wird, wenn er auch nicht anzugeben weiß, auf welchem Wege, ob durch den Milchgenuß, ob beim Melken oder wie sonst. Vielleicht, so meint er, ist die Lepra eigentlich eine Krankheit der Ziege, die auf den Menschen übertragbar ist. Vielleicht ist die Lepra der Ziege eine der Tuberkulose ähnliche Krankheit, die sich bei der Ziege durch die Bildung gelbgrauer, harter, nicht käsiger Knoten in den Eingeweiden äußert, Erscheinungen, die denen der Lepra beim Menschen an inneren Organen ähneln. Lepra- und Tuberkuloseerreger ähneln einander bekanntlich außerordentlich. Die erkrankten Ziegen können nach Dr. Engelbreth durch eine biologische Reaktion, nämlich die auf eine Tuberkulininjektion, erkannt werden. So seltsam Dr. Engelbreths Theorie klingt, so verdient sie jedenfalls ernsthafte Nachprüfung.

Unfreiwilliger Humor im österreichischen Parlament.

Aus den Reden österreichischer Abgeordneter zitiert der Schriftsteller Angenetter einige köstliche Proben unfreiwilligen Humors, von denen wir einige, besonders lustige hier wiedergeben:

„Wenn ich auch, was mir von den Gegnern immer vorgeworfen wird, sehr oft einen Rausch habe, so gehe ich auch sehr oft in die Kirche.“

„Auf die gestrigen erbärmlichen Äußerungen meines geehrten Herrn Gegenkandidaten gehe ich

deswegen nicht ein, weil sein Gehirn so weich ist wie eine Eierspeise.“

„Wenn ich soleh einen arroganten Agrarier reden höre, flüstert mir ein guter Genius immer zu: Gib ihm a Watsch'n.“

„Die Agrarier sind die habgierrigsten Kerle. Sie verteuern sogar dem Kind die Milch im Mutterleibe.“

„Das traurigste Ereignis ist im politischen Leben ein Abgeordneter, der es dahin gebracht hat, keiner mehr zu sein.“

„Ich bin ein Veteran vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Als einem gebildeten Menschen widerstrebt es mir, mit diesem hundsgemeinen Schurken mich in einen Diskurs einzulassen. Wenn er jetzt da wäre, würde ich ihn nach ein paar saftigen Ohrfeigen hinaus-schmeißen, den elenden Kerl.“

„Der Mann hat seinerzeit als Sekretär eines Krankenvereins so viel Butter auf sein feuriges Haupt gesammelt, daß er sich nicht einmal mehr unter eine Gaslaterne trauen darf.“

„Romulus und Remus haben die alte Metropole Italiens gegründet. Wieso kommt Nathan dazu, jetzt dort Bürgermeister zu sein? Nur um den Heiligen Vater zu ärgern?“

„Das Gehirn der Genossen besteht nur aus blutigen Arbeiterkreuzern.“

„Die Regierung ist ein Gasbock. Wenn man sie angreift, so steigt sie.“

Gegenüber den niederträchtigen Verleumdungen meiner Gegner konstatiere ich, daß ich von einer Frau auf legalem Wege geboren bin.“

„Ich habe damals an dem Gesicht des Obergengenossen erkannt, daß es im sozialdemokratischen Zukunftsstaat erbärmlich stinkt.“

„Diese Lehrbuben oder jugendlichen Hilfsarbeiter, wie die Sozialdemokraten sagen, tun am liebsten untereinander Kinder erzeugen, obwohl sie dazu keinen Befähigungsnachweis haben.“

„Durch das unzulässige Kreditwesen wurden schon zahlreiche Gewerbetreibende an den Rand des Strickes gebracht.“

„Die Not des Kleingewerbes ist derart gestiegen, daß sein Tiefstand bereits auf dem höchsten Punkt angelangt ist.“

„Meine Räusche habe ich mir für mein eigenes Geld geleistet und sind dieselben daher mein ur-eigenstes Eigentum.“

„Diese Ehrenmänner sind aus lauter Strupfen zusammengesetzt.“

Sklavenhandel in New York

In New York gibt es mehr als 250 Schuhputzer-laden, in welchen etwa 1500 Knaben, die fast durchweg griechischer Nationalität sind, beschäftigt werden. Die Lage dieser kleinen Arbeiter ist, wie das Einwanderungsbureau festgestellt hat, nichts weiter als eine nur oberflächlich verschleierte Form von Sklaverei. Es handelt sich in fast allen Fällen um halbwüchsige Knaben, die fern von ihren in Europa zurückgebliebenen Familien leben. Sie erscheinen in Amerika in Begleitung von Leuten, die sich für ihre „Vettern“ oder „Oheime“ ausgeben, in Wirklichkeit aber die „Patrone“, das heißt die Ausbeuter der kleinen Einwanderer sind. Zwischen dem „Patron“ einerseits und dem Knaben und dessen Eltern andererseits ist ein Vertrag abgeschlossen worden, auf Grund dessen der junge Bursche eine bestimmte Zeit lang für den Patron arbeiten muß, während der Patron sich verpflichtet, ihm eine zwischen 80 und 240 Dollar pro Jahr schwankende Entschädigung zu zahlen. Beim Abschluß solcher

Verträge erhält der Patron die Eltern der Kinder in vollständiger Unkenntnis über das Schicksal, das ihre Söhne im freien Amerika erwartet. Und es ist ein geradezu elendes und erbärmliches Schicksal. Die Knaben, die in den Schuhputzerläden arbeiten, müssen um 5 Uhr morgens aufstehen. Als Frühstück erhalten sie ein Stück Brot und ein bißchen Zichorienbrühe. Um 1/26 Uhr müssen sie schon im Laden bei der Arbeit sein. Um die Mittagszeit verschwinden sie für ein paar Minuten, um in einem abgetrennten Raume in größter Eile ihr sogenanntes Mittagmahl zu essen; es besteht aus Brot und Käse oder aus Brot und einigen Oliven. Um 1/210 oder um 10 Uhr abends (an Samstagen und Sonntagen wird es noch später) wird das Geschäft geschlossen. Aber die Kinder haben ihre Tagesarbeit noch nicht beendet, denn sie müssen vor dem Nachhausegehen erst noch das Lokal säubern. Dann erst können sie in ihre elende Herberge zurückkehren und sich an einem kargen Abendmahl ergötzen. Totmüde gehen sie zu Bett, wenn man das jämmerliche Lager, auf welchem sie, eng aneinandergedrückt wie die Heringe in der Tonne, der Ruhe pflegen, überhaupt als Bett bezeichnen kann. Und am andern Morgen um 5 Uhr beginnt dieses Leben von neuem. So geht es vom ersten bis zum letzten Tage des Jahres, ohne Rast und ohne einen Ruhetag. Die „Patrone“ lassen die in ihren Diensten stehenden Knaben aufs strengste überwachen, um zu verhindern, daß sie Englisch lernen oder mit anderen Personen Freundschaft schließen. Es gibt griechische Schuhputzer, die drei Jahre und länger in New York leben und keine anderen Straßen kennen als die, welche von ihrer Schlafstelle zum Geschäft und vom Geschäft zur Schlafstelle führen. Fast alle Kunden der Schuhputzerläden geben dem Knaben, der sie bedient, ein kleines Trinkgeld; jeder Knabe erzielt durchschnittlich 2 Kronen Trinkgeld pro Tag. In neun von zehn Fällen aber endet das von den Kunden gespendete Trinkgeld in den Taschen des Patrons ...

Interessante Notizen.

In England trifft man Vorkehrungen zu einer Probeanlage, um Professor Ramsay's neuesten Vorschlag zur Ausführung zu bringen, ein Kohlenlager auszunutzen, ohne die Kohlen zu fördern. Die Kohlen werden im Innern der Erde verbrannt und in Gas umgewandelt, indem man einen 1 1/2 bis 1 m breiten lotrechten Schacht anlegt, dann die Kohlen anzündet, worauf das Gas durch den Kanal aufsteigt und dann in Gasmaschinen geführt wird. Die Luft zur Unterhaltung des Feuers wird durch ein kleineres, lotrechtes Rohr innen im Schacht hinuntergeführt. Die Anzündung geschieht elektrisch. Durch diese Methode hofft man dünnere Kohlenlager, die nicht mit Vorteil abgebaut werden können oder deren Förderung zu große Arbeit erfordert, vorteilhaft auszunutzen, indem Kohle direkt in Energie umgesetzt wird, die dann weiter geleitet werden kann.

Die sogenannte Brunnenpest (Crenothrix) ist eine besonders schädliche Bakterienart, die im Grundwasser enthalten ist. In größeren Mengen auftretend, kann sie das Wasser direkt unbrauchbar machen.

In Groß-Berlin verliefen im Jahre 1911 von 19.895 Unfällen in Gewerbebetrieben 54 tödlich gegen 48 im Jahre 1910. Die Zahl der Unfälle mit schweren Folgen betrug 258 gegen 240 im Jahre zuvor. Im Vergleich zur Arbeiterzahl ist dagegen ein Rückgang der Unfälle zu verzeichnen; denn auf 1000 Ar-

beiter entfielen 52 Unfälle gegen 55 im Jahre 1910.

Die ersten Zähne aus Porzellan wurden im Jahre 1775 von dem Franzosen Duchateau hergestellt, der von König Ludwig XVI. ein Patent auf diese Zahnfabrikation erhielt. Diese ersten Porzellanzähne waren im Vergleich zu den heutigen Erzeugnissen recht plump und schwer.

Statistischen Berechnungen zufolge bestanden Anfang 1911 in Amerika 8.355.000 Fernsprechanschlüsse; erst in weitem Abstände folgte Europa mit 2.848.000 Fernsprechstellen, dann Asien mit 170.000, Australien mit 122.000 und schließlich Afrika mit 31.000 Fernsprechstellen. Insgesamt ergab sich also die stattliche Zahl von 11.526.000 Fernsprechanschlüssen.

Ein fürnehmer Gast.

Hans Breunert, der Wirt vor der Türe hielt Rast:
„Verflixt, zeigt sich denn heut Abend kein Gast?“

Und möchte doch gern just Einen noch han,
Den zu gutem Schluß er noch schröpfen kann.“

Und ehe er solches kaum ausgedacht,
Ein fürnehmer Jungherr naht durch die Nacht:

„Herr Wirt hatte heute 'nen schweren Tag,
Tragt auf, was Küche und Keller vermag.“

Mich lüstet nach Atzung und edlem Wein,
Tragt auf, soll Euer Schade nit sein.“

Es freut sich dessen Hans Breunert nit schlecht,
Legt heimlich die doppelte Kreide zurecht.

Und schleppt dann des Guten so viel herbei,
Daß dem fürnehmen Gast es genüchlich sei.

Stunde um Stunde verrannen im Flug,
Noch immer winkte der Gast nach 'nem Krug.

Und auch Hans Breunert, den Wirt, zu Gast
Und es sofften beide in ruhsamer Rast,
Bis nach Mitternacht erstem Schlag
Der Gastwirt besäuft unterm Tische lag.

Und als er im Frührotscheine erwacht,
Hatte still sein Jungherr sich dünne gemacht.

Hans Breunert schaut' auf die Tafel entsetzt,
Was nützte die doppelte Kreide ihm jetzt?

Er wollte schröpfen und nun ward ihm klar,
Daß o Jammer — er selbst der Geschröpfte war.
Fritz Brentano.

CAMPINAS.

Unseren geschätzten Abonnenten
zur gefl. Kenntnis, dass Herr
August Lauer
Inhaber der Padaria do Sol in Campinas, unsere Vertretung übernommen hat und können Zahlungen etc. für uns an denselben geleistet werden. Der Verlag der „D. Ztg.“

Feuilleton.

Die Schuld des Vaters

Von Freifrau G. v. Schlippenbach.

(Schluß.)

Als ich, um Jahre gealtert, die Freiheit erhielt, war mein erster Gang zum Grabe meiner Frau. Dort habe ich lange gekniet und gebetet. Es wurde dann friedlicher in meinem Herzen. Ich sehnte mich grenzenlos, mein Kind wiederzusehen, aber ich scheute auch wieder davor. Wie konnte ich den Blick der unschuldigen Augen ertragen, die Frage nach der Mutter? Frau Nekrassow schrieb mir dazwischen. Sie sagte mir, daß Daisy oft nach mir fragte, daß sie immer mehr der Verstorbenen gliche, sie habe auch das anschniegender, weiche Gemüt geerbt neben der körperlichen Ähnlichkeit.

Mein Vermögen war recht zusammengeschmolzen. Ich verlor fast alles durch den Bankrott eines Handelshauses. Was blieb mir übrig, als Europa zu verlassen, übers Meer zu gehen, nach Amerika, dem Lande so vieler Entgleisten.

In diesem Weltteile habe ich schwer gearbeitet, oft gedarbt und gehungert. Arbeit ist die beste Heilquelle für ein zerrissenes Gemüt. Auch ich habe es erfahren! Es war, als wolle das Schicksal mich entschädigen für das, was ich gelitten. Meine Spekulationen erwiesen sich als gewinnbringend. Ich besaß wieder Geld, und allmählich fand ich das innere Gleichgewicht, das Glück in sich schließt. Es war mir eine Freude, mehr als einem armen Teufel zu helfen, ihm mit Rat und Tat beizustehen. Ich hoffte so, einen Teil meiner Schuld zu sühnen.

Als Daisy neun Jahre zählte, war ich in Geschäften in Europa. Ich hielt es vor Schnsucht nach ihr und der Heimat nicht länger aus. Durch Nekrassows erfuhr ich, daß in Rußland niemand etwas über das Drama in Wien wußte; man vergißt so leicht in unserer schnell lebenden Zeit. Der Namen Soltjakow ist in unserer Heimat recht verbreitet; wie sollte man gerade auf meine Person verfallen?

Das Wiedersehen mit meinem Kinde war einzig schön. Vierzehn Tage blieb ich bei ihm, dann trennten wir uns.

Drei Jahre vergingen. Daisy schrieb mir die zärtlichsten Briefe, zuerst in der großen Handschrift der Neunjährigen, dann immer verständiger. Sie war zwölf Jahre, als ich sie mit mir hinübernahm. Es war eigentlich mein Wunsch gewesen, sie in der Schweiz in Pension zu geben, aber es fiel uns beiden allzu schwer, uns wieder zu trennen.

Fünf weitere Jahre vorgingen. Mein liebes Kind und ich wurden treue Kameraden. Wir machten große Reisen zusammen. Es war für mich ein Glück, ihr alles Schöne zu zeigen, die Entfaltung der holden Menschenknospe zu beobachten. — Ich hatte mit meinem Gelde in Mexiko Grund und Boden angekauft, der sich als reich an Edelmetallen erwies, die Exploitation der Minen brachte uns großen Gewinn ein. Ich hätte ein vielfacher Millionär werden können, wäre ich ganz in Amerika geblieben, aber Daisy und ich litten unter Heimweh. So kehrten wir nach Rußland zurück, wo Nekrassow unterdessen Blagotir von Ihrem Bruder gekauft hatte. Nach Wien entschloß ich mich nicht zu gehen, obgleich mich Daisy darum bat. Ich hatte einen Widerwillen, den Ort zu sehen, wo ich zwei Jahre im Zuchthause verbracht hatte.

Wir kamen in der Heimat an. Ich hatte mir einen Lebensplan zurechtgelegt. Ich verzichtete schon lange auf ein persönliches Glück, fortan wollte ich nur für Daisy leben.

Da lernte ich Sie kennen, Olga!

Gleich am ersten Tage liebte ich Sie mit der tiefen Leidenschaft des gereiften Mannes. Ich kämpfte vergeblich mit diesem Gefühle, vermied es, Sie zu sehen, aber es half alles nichts. Ich hielt meine Neigung für hoffnungslos, Sie trauerten noch um Ihren verstorbenen Bräutigam. Erst nach und nach, als Sie unsere Hausgenossin wurden, als das tägliche Beisammensein uns näher brachte, kam die beseligende Hoffnung über mich, daß ich Ihnen wert sei.

Nun wissen Sie alles!

Entscheiden Sie, Olga!

Bedenken Sie aber, daß es doch möglich wäre, daß eine brutale Hand den Schleier der Vergangenheit lüftet, dann stehe ich gebrandmarkt da. Haben Sie den Mut, es zu ertragen?

Ich erwarte morgen Ihre Antwort, ehe Sie abreisen. Wie sie auch lautet, ich werde Sie tausendmal segnen.

Ihr Ihnen grenzenlos ergebener

Ilja Georgewitsch Soltjakow.

Blagotir, am zweiten Osterfeiertag in der Nacht. Olga Romanowna ließ die dicht beschriebenen Blätter sinken.

„Ich habe entschieden“, sagte sie leuchtenden Auges.

Noch einmal las sie den ganzen Brief. Sie faltete ihn zusammen und verschloß ihn. Dann kniete sie lange im heißen Gebete vor dem Heiligenbilde in der Ecke des kleinen Salons, der an ihr Schlafzimmer stieß. Sie flehte zu Gott, daß es ihr gestattet sei, die Wunden zu heilen, die das Leben dem Manne schlug, den sie jetzt nur noch inniger liebte.

Die Uhr ging auf zwölf, als sie sich erhob.

Sie öffnete ihr Fenster und lauschte.

Es war eine warme Aprilmacht. Die Erde atmte in Frühlingsahnung, ein Duft, regenfeucht und herbe zugleich, entstieg ihrem Schoße, die Sterne blitzten und der Mond schien hell am Himmel.

„Wenn er doch käme“, dachte das Mädchen, „ich will es ihm noch heute sagen, daß nichts meine Liebe auszulöschen vermag.“

Sie lauschte wieder.

Der ferne Galopp eines Pferdes drang an ihr Ohr. Olgas Herz pochte laut; ein glückliches Lächeln umschwebte ihre Lippen.

„Er ist es“, sagte sie leise.

Ooltjakow hielt am Stalle. Er brachte sein Pferd selbst hinein, nahm ihm Sattel und Zaum ab und sah, daß es versorgt war.

Eine heftige Erregung spielte sich auf Iljas Gesicht ab.

War es die Erwartung der kommenden Stunden?

War es das, was er soeben im Walde erlebt hatte?

Er stand eine Weile tief atmend da — dann schlug er den Weg zum Herrenhause ein. Es lag dunkel vor ihm, nur aus einem einzigen Fenster schimmerte Licht. Soltjakow wußte, daß es aus Olga Romanownas Salon kam. Sie war also noch wach — sie harrete auf ihn! Konnte es möglich sein?!

Er vergaß alles, auch die eben verlebten Augenblicke im Walde am Schwarzen Teich.

„Olga, Sie sind noch wach?“ rief er leise hinauf.

„Ja — ich erwarte Sie.“

Er schloß die Tür des Hauses auf und wieder von innen zu. Dann eilte er die Treppe empor, zu ihr, zu ihr! Er fühlte es vorahnend, daß sie ihn liebte, daß sie ihn nicht verurteilte.

Sie stand auf der Schwelle und zog ihn hinein. Ihre Arme umschlangen ihn fest.

Die Uhr im Stalle schlug halb zwölf.

Sie fanden lange kein Wort, sie konnten nicht sprechen. Sind doch Worte arm und unzureichend,

um das auszudrücken, was die Menschenseele mit höchster Wonne oder mit tiefstem Schmerze erfüllt.

„Ja — ich bin dein, Geliebter,“ flüsterte das bebende Mädchen endlich, „ich werde es bleiben, einer Welt zum Trotze.“

„Meine Olga, mein Lieb, mein Alles!“

Und wieder dieses stumme Siehineinanderversenken, dieses völlige, tiefe Verstehen von Seele zu Seele.

„Ich konnte nicht anders, ich mußte es dir noch heute sagen, mein Ilja, ich weiß es, die Stunde und der Ort sind vielleicht sonderbar gewählt, aber hier sind wir allein; morgen wäre uns ein ungestörtes Beisammensein kaum mehr möglich gewesen.“

„Wie soll ich dir für dein großherziges Handeln danken? Wie kann ich dir je das vergelten, was du für mich tust?“

Und Soltjakow kniete vor seiner Braut nieder und zog ihre Hände an seine heißen Lippen.

„Steh' auf“, bat Olga innig, „komm, setze dich neben mich, wir haben noch viel zu besprechen, Geliebter.“

„Ach, und ich soll dich morgen schon fortreisen lassen! Es scheint mir unmöglich, da ich eben erst mein Glück gefunden habe.“

„Es ist besser so, Ilja, unsere Verlobung muß noch geheim bleiben wegen meiner Trauer um meine geliebte Mutter; selbst Daisy soll nichts wissen und mein Bruder ebenso wenig.“

Bei Erwähnung Romans zuckte Soltjakow zusammen, sein Gesicht verfärbte sich und er senkte den Kopf.

„Ich habe von Roman gestern Abschied genommen“, fuhr Olga fort. „Um elf Uhr vormittags geht mein Zug ab. Bleibe ich jetzt hier, so würden wir uns verraten, traure darum nicht über diese Trennung.“

„Fällt es dir nicht schwer, deine Laufbahn als Künstlerin meinerwegen aufzugeben?“ fragte Soltjakow, indem er Olgas Gestalt an sich zog.

Sie lehnte den schönen Kopf an seine Schulter und sah mit feuchtschimmernden Augen zu ihm empor.

„Deinetwegen“, sagte sie träumerisch, „für dich bin ich zu allem bereit. Freudig ertrug' ich Schmach und Verachtung, wenn deine Liebe mir nur bleibt. Als ich dich sah, fühlte ich, daß du mir nicht gleichgültig bleiben könntest; es zog mich gleich mächtig zu dir hin. Ich ahnte, daß du Schweres erduldet, und sehnte mich danach, dein Leben wieder glücklich zu machen.“

„Und hast du deine Jugendneigung vergessen?“

„Nein, das Andenken daran wird mir ewig heilig sein, nur weiß ich durch dich, daß ich noch einmal glücklich werden kann, daß diese zweite Liebe mich über alles Trübe erhebt.“

„Olga, noch eins“ — Ilja zögerte, dann fuhr er fort:

„Es wäre doch vielleicht denkbar, daß man hier etwas von dem erfährt, was sich vor dreizehn Jahren in Wien ereignete. Man wird mich dann in den Bann tun, mich verachten. Wirst du dann zu mir halten als mein treues Weib?“

„Wärest du sonst hier in meinem Zimmer?“ fragte Olga. „Du sprichst ja, was du eben sagtest, in deinem Briefe aus. Ist es nicht der höchste Beweis echter, tiefer Liebe, daß ich dir zu dieser späten Nachtstunde gestatte, bei mir zu sein? Mein guter Ruf steht auf dem Spiele! Aber was frage ich danach, wo es gilt, dir eine Stunde des Glückes zu bereiten nach allem Bitteren deines Lebens.“

„Du hochdenkendes, edles Weib!“ rief Ilja begeistert, „ich glaube, wenige Frauen würden so handeln.“

„Wirst du mir schreiben?“ fragte Ilja, nachdem sie lange zusammen geplaudert hatten.

„Nein, erst wenn ich in Moskau bin; es wird einige Zeit dauern. Auf den Gütern der Verwandten ist die Postverbindung schlecht, ich möchte nicht, daß unsere Briefe verloren gehen.“

Soltjakow wollte diesen Gedanken Olga ausreden, aber sie blieb bei ihrem Wunsche und er fügte sich schweren Herzens.

Die Uhr schlug eins.

„Wir müssen uns trennen, mein Ilja“, mahnte Olga, „ich habe morgen eine lange, anstrengende Reise vor und muß ruhen. Lebe wohl, du mein Alles, will's Gott, auf frohes Wiedersehen.“

Sie umarmten sich noch einmal heiß und lange, dann schritt Soltjakow der Tür zu. Er zögerte und blieb stehen, es schien fast, als ob er noch etwas sagen wollte, aber er schwieg. Noch einmal traf sein Auge seine Braut in unendlicher Liebe, dann war er gegangen.

Am anderen Tage reiste Olga Romanowna Swerjew von Blagotir ab. Daisy weinte beim Abschiede, ihr Vater küßte die Hand seines Gastes. Sie hatten keine Minute des Alleinseins mehr gehabt, denn Daisy war von der scheidenden Freundin unzertrennlich gewesen.

„Olga sah gar nicht traurig aus, Väterchen“, bemerkte das junge Mädchen, nachdem der Zug abgefahren war, „ich dachte, das Scheiden von uns würde ihr schwerer fallen.“

Daisy sah etwas mißbilligend zu Soltjakow auf. „Aber Papaseha!“ rief sie erstaunt, „auch du scheinst recht vergnügt, das ist doch seltsam, höchst seltsam!“

Sie schüttelte das Köpfchen und dachte über ihre Beobachtung nach.

11. Kapitel.

Die ganze Nachbarschaft war in Aufregung.

Roman Romanowitsch Swerjew wurde vermißt. Seit bald einer Woche suchte man ihn vergeblich.

Am dritten Osterfeiertage war er noch bis spät abends in Latwilischki gewesen. Gegen 9 Uhr hatte er dem Diener gesagt, daß er noch einen Spaziergang machen werde. Er war nicht nach Hause zurückgekehrt und niemand konnte über seinen Verbleib Auskunft geben. Sollte er plötzlich verreist sein? Die Erkundigungen beim Stationschef ergaben, daß er den Eisenbahnweg nicht gewählt hatte.

Immer mehr bestärkte sich die Vermutung, daß Roman ein Unglück zugestoßen war. Lange suchte man vergeblich. Endlich kam man zum Schwarzen Teiche, der mitten im Walde von Blagotir lag.

Der Untersuchungsrichter Alexander Feodorowitsch Ribajedow aus K. wurde abdelegiert. Seiner Findigkeit gelang es endlich, die Spur zu entdecken. In der Nähe des Schwarzen Teiches war der Boden zertreten und aufgewühlt; es sah aus, als habe hier ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden. Der Fetzen eines blutgetränkten Tuches lag einige Schritte weiter. Von dem Platze, wo das weiche Erdreich zertreten war, schien ein schwerer Gegenstand bis zum Wasser geschleift zu sein.

„Ich glaube, man müßte im Teiche nachsuchen“, sagte Ribajedow, „wenn mich nicht alles trügt, werden wir dort die Leiche finden.“

Man tat nach des Beamten Befehl.

Lange suchte man umsonst. Mit Stangen, an denen Haken befestigt waren, reichten die Leute bis auf den Boden.

„Hier ist etwas!“ rief ein Bauer, „es ist im Schlamm stecken geblieben, helft mir, ihr anderen.“

Aber die Tiefe des Schwarzen Teiches schien ungern wiederzugeben, was ihr zur Beute gefallen war; man mühte sich umsonst.

Endlich krönte der Erfolg doch die vereinten Anstrengen. Ein dunkles Etwas hob sich. Es war der Körper eines Menschen.

„Ist hier jemand, der den Toten erkennen kann?“ fragte Ribajedow.

„Es ist Roman Romanowitsch Swerjew“, sagte ein alter Bauer und mehr als einer der Anwesenden bestätigte es. Die Leiche war durch das Wasser entstellt; das Gesicht des Verunglückten war eine bläuliche, aufgeschwemmte Masse. Wie war er hierhergekommen? War er in der Dunkelheit fehlgegangen oder lag hier ein Verbrechen vor? Mit gespannter Erwartung blickten alle auf den Untersuchungsrichter, der sich forschend über den Körper Swerejws beugte.

„Ah“, sagte Ribajedow, „also es ist doch kein Zufall, es hängt anders zusammen.“

Er hatte etwas Blankes bemerkt, es steckte in der Herzgegend des Toten. Jetzt zog Alexander Feodorowitsch es heraus und betrachtete es aufmerksam. Es war eine eigentümliche Waffe, eine Stahlklinge, die in der Art eines Stilettts drei scharfe Kanten zeigte; der Griff war aus Silber.

„Das ist ja ein äußerst wichtiger Beweis. Ich muß erfahren, ob hier jemand diese Waffe kennt, ob er mir den Besitzer nennen kann.“

Die rechte Hand des Ermordeten war fest zusammengeballt; es kostete Mühe, die starren Finger zu öffnen, die einen Büschel Haare hielten. Sie waren jetzt vom Wasser naß; wenn sie trocken wurden, ließ sich ihre Farbe konstatieren. Der Untersuchungsrichter legte sie sorgsam in ein Papier, das er in der Brieftasche verbarg.

„Hier ist noch etwas“, sagte einer der Bauern.

Er überreichte Ribajedow einen Hornknopf, der von einem Jagdrock herrühren mußte. Gehörte er dem Toten? Nein, Swerjew trug einen dunklen Paletot mit Zeugknöpfen.

„Da habe ich drei Dinge in der Hand, die mir helfen werden, die Wahrheit an das Licht zu bringen“, dachte der Beamte zufrieden.

Er befahl, die Leiche nach der Kreisstadt zu bringen.

Der Befund des Körpers bewies, daß der Stich mit dem dreikantigen Stilett die einzige Verwundung war; Mit sicherer Hand mußte der Mörder sein Opfer getroffen haben.

Der Vorfall erregte das größte Aufsehen. Von nah und fern strömten die Menschen herbei. Ribajedow legte Beschlag auf die Papiere des Verstorbenen. Er forschte in Swerjews Schreibtisch nach, aber außer einigen unbezahlten Rechnungen fand er nichts. Schon wollte er das Suchen als vergeblich aufgeben, da sah er ein zerknittertes Blatt, es hatte sich in der Schieblade festgeklemmt. Vorsichtig zog der Untersuchungsrichter das Papier hervor. Es mußte das Konzept zu einem Briefe sein. Mit Bleistift standen einige Zeilen hingeworfen. Doch fiel es schwer, die schlechte Handschrift zu lesen. Nach einiger Mühe gelang Alexander Feodorowitsch dennoch.

„Ilja Gorgewitsch“, las der Beamte, „ich muß Sie in einer für Sie wichtigen Angelegenheit sprechen. Wände haben Ohren, deshalb erwarte ich Sie heute abends um halb elf Uhr im Walde, der zwischen Blagotir und Latwilischki liegt, beim Schwarzen Teich.“

Wagen Sie nicht abzusagen, die Folgen fielen auf Sie zurück. Roman Romanowitsch Swerejw.

Latwilischki, am 10. April 1901.“

Das Datum stimmte mit dem Verschwinden Swerejws.

Ribajedow wollte das Haus des Ermordeten verlassen, da sah er einen Wagen vorfahren. Es war

Wladimir Borissowitsch, der alte Fürst Arbutin. Er hatte gehört, daß der Untersuchungsrichter in Latwilischki war und wollte Näheres erfahren.

Arbutin stellte sich vor.

„Es ist mir sehr angenehm, Sie hier allein zu sprechen“, sagte Ribajedow. „Darf ich Sie um einige Auskünfte über die Person des Herrn Ilja Gorgewitsch Soltjakow bitten, kennen Sie ihn?“

„Gewiß, er ist mein Nachbar, ich kann sagen, mein Freund.“

„Und was halten Sie von ihm?“

Lauernd prüften die stechenden Augen des Kriminalbeamten das Gesicht des Fürsten.

„Soltjakow ist ein durch und durch vornehmer edler Mensch“, versetzte Arbutin warm.

„So ihm! Haben Sie ihn kürzlich gesehen?“

„Zu Ostern. Augenblicklich ist er mit seiner Tochter auf einige Tage in das Tabowsche Gouvernement gereist, er wird aber heute zurück erwartet.“

„Das ist gut; ich habe mit ihm zu sprechen.“

„Wegen des Mordes von Roman Romanowitsch?“ fragte Arbutin erstaunt, „was sollten Sie sonst mit ihm zu verhandeln haben?“

„Gerade darüber. Haben Sie an Soltjakow eine hier seltene Waffe bemerkt?“

„Allerdings, ein Stilett mit dreikantiger, haar-scharfer Schneide.“

„Ich dachte es, nachdem man diesen Brief gelesen. Bitte, tun Sie es auch.“

Der Fürst gehorchte.

„Seit dem 10. April abends ist Swerjew vermißt worden.“

„Aber das ist ja undenkbar!“ rief Arbutin, „Sie halten doch nicht Soltjakow für den Mörder?“

„Im Körper der Leiche steckte das Stilett. Es war mitten durch das Herz gegangen; er muß eine sichere Hand haben. Bemerkten Sie es nicht vielleicht früher selbst?“

„Allerdings — einmal auf der Jagd“, stammelte Wladimir Borissowitsch.

„Erzählen Sie mir davon.“

„Soltjakow tötete einen Wolf, indem er dem Raubtiere eben dieses Stilett genau ins Herz stieß. Wir bewunderten sein sicheres Auge und seine feste Hand.“

Ribajedow machte sich einige Notizen, dann fuhr er fort:

„Ist es Ihnen bekannt, daß sich Swerjew und Soltjakow schlecht standen?“

„Es schien keine große Sympathie zwischen ihnen zu herrschen; die Ursache glaube ich zu erraten.“

„Und die wäre?“

„Roman Romanowitsch bewarb sich um die Hand der einzigen Tochter Soltjakows und der Vater der jungen Dame sah es ungern; er machte keinen Hehl daraus.“

„Ich bitte Sie, mich nach Blagotir zu begleiten“, sagte der Untersuchungsrichter sehr ernst.

Die beiden Herren fuhren in dem Wagen Arbutins fort.

Ilja und Daisy hatten einige Besuche im benachbarten Gouvernement gemacht. Vor einer Stunde erst zurückgekehrt, erzählte ihnen der Diener Iwan sofort, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte. Soltjakow verfärbte sich sichtlich, was Iwan auffiel.

„Mein Gott“, dachte er, „der Herr scheint etwas zu wissen.“

Ein Wagen fuhr vor das Haus. Es waren der Fürst und Ribajedow; sie stiegen aus. Ilja kam ihnen im Flur entgegen.

„Willkommen, Wladimir Borissowitsch“, sagte er herzlich und streckte ihm die Hand entgegen.

Ilja stutzte, als er genauer in des Freundes Gesicht sah.

„Was gibt es?“ fragte Soltjakow, dem es wie eine böse Vorahnung übers Herz kroch.

Ribajedow trat vor.

„Ich bin der Untersuchungsrichter und bitte Sie, mir zu folgen“, sagte er energisch.

„Warum?“ rief Ilja.

„Sie sind des Mordes an Roman Romanowitsch dringend verdächtig. Haben Sie diesen Brief erhalten?“

Ribajedow zeigte den Entwurf von Swerjews Schreiben.

„Ja, das habe ich.“

„Sind Sie der Anforderung gefolgt?“

„Ja“. Fast tonlos fiel das Wort von Soltjakows blassen Lippen.

„Besaßen Sie ein Stilett, eine gefährliche Waffe mit drei scharfen Kanten und einem silbernen Griff?“

„Ja, aber ich habe sie im Rosmarischewschen Walde auf der Bärenjagd verloren.“

„So? Nun, warum sprachen Sie nicht über Ihren Verlust? Weshalb stellten Sie nicht gleich Nachforschungen an?“

Die stechenden Blicke des Untersuchungsrichters bohrten sich förmlich in das totenblasse Antlitz Iljas.

„Ich erwähnte den Verlust nicht aus Zartgefühl für den Fürsten. Ich glaube, ich muß das Stilett verloren haben, als ich auf den Bären zusprang, der Arbutin zerreißen wollte. Es hätte Wladimir Borisowitsch peinlich sein können, daß ich die Waffe einbüßte, als ich sein Leben rettete. Später sagte ich mir, daß einer der Bauern wohl das Stilett gefunden und behalten hatte.“

„Noch eine Frage habe ich an Sie, ehe wir nach K. aufbrechen. Welchen Rock trugen Sie am Abend des 10. April? Ich bitte, ihn mir zu zeigen.“

„Iwan, bringe meinen Jagdrock her!“ befahl Ilja.

Der Diener gehorchte.

Eine peinliche Pause entstand.

„Hier“, sagte Soltjakow, das Kleidungsstück darreichend.

„Es fehlt ein Knopf“, bemerkte Ribajedow. „Wissen Sie, wo Sie ihn verloren haben?“

„Nein, wie sollte ich mich dessen erinnern.“

„Sie sollen es morgen erfahren; bitte, folgen Sie mir jetzt. Ihr Diener kann Ihnen die nötigen Sachen heute abend bringen.“

Daisy war erschreckt eingetreten.

„Vater!“ rief sie, „was soll das heißen? Was ist geschehen?“

Sie klammerte sich an ihn.

Sanft aber entschieden löste Ilja sich aus den Armen seines Kindes.

„Beruhige dich, mein Seelchen“, sagte er, „es ist ein Mißverständnis; ich werde vielleicht schon morgen zurück sein.“

Daisy schluchzte leidenschaftlich. Ihre großen Augen irrten von einem der Männer zum anderen.

„Sie kommen mit mir“, warf der Fürst ein, „hier dürfen Sie nicht allein bleiben. Erlauben Sie es, Ilja Georgewitsch?“

„Ich danke Ihnen“, brachte Soltjakow mühsam hervor.

„Bitte, sich morgen um 11 Uhr in K. einzufinden, Fürst Arbutin“, sagte der Untersuchungsrichter, „Ihr Zeugnis ist wichtig.“

„Gut, ich werde kommen.“

Noch einmal umarmte Ilja sein zitterndes Töchterchen, dann richtete er sich hoch auf.

„Ich bin bereit, Herr“, sagte er fest.

Ribajedow fuhr mit seinem Gefangenen fort.

Und wieder saß Soltjakow auf der Bank der Angeklagten, wie einst vor dreizehn Jahren in Wien.

Die Verhandlungen begannen. Dicht gedrängt war der Saal, von Tag zu Tag füllte er sich mit den Neugierigen, mit den Nachbarn und Zeugen. Ruhig und gelassen erschien das Gesicht des vermeintlichen Mörders.

Seine Aussagen und die der Zeugen wurden zu Protokoll genommen.

„Sie leugnen also nicht, daß sie mit Swerjew am 10. April ein Rendezvous beim Schwarzen Teiche hatten?“ fragte der Richter.

„Wie sollte ich es, Sie haben ja Romans Brief gelesen.“

„Und doch sagten sie zu Hause, daß sie zu Nieprofskis nach Romarischews reiten. Weshalb taten Sie das?“

„Ich wollte nicht, daß man weiß, wohin ich reite.“

„Warum nicht?“

Angeklagter: „Weil ich mit Swerjew eine unangenehme Sache zu besprechen hatte.“

„Was war es?“

Angeklagter: „Ich wollte, daß Roman Romanowitsch meine Tochter zur Frau begehrte, und ich war fest entschlossen, sie ihm zu verweigern, denn ich hielt ihn für keinen guten Menschen.“

„Sie gerieten darüber in Streit?“

„Nein, ich verstand es, Swerjew zu beschwichtigen; er beruhigte sich nach und nach.“

„Um welche Zeit trafen Sie ihn am Schwarzen Teiche?“

„Es muß um halb elf Uhr gewesen sein. Vorher ritt ich noch mehrere Werst im Walde umher.“

Die Verhandlung nahm ihren Verlauf und wurde um 3 Uhr nachmittags geschlossen.

Das Haar, das man in der Hand des Toten fand, war getrocknet. Es glich dem des Angeklagten genau, hatte dieselbe dunkelbraune Farbe und einige graue Fäden.

Der Pferdehändler Petrowitsch meldete sich.

Er sagte aus, daß er durch den Blagotirschen Wald gefahren war. Da hatte er heftig streitende Stimmen gehört, sie seien aus der Gegend des Schwarzen Teiches gekommen.

„Warum überzeugten Sie sich nicht selbst, wer es war?“

Petrowitsch bekreuzigte sich.

„Ich fürchtete mich“, gab er zurück, „es heißt, daß bei dem unheimlichen Gewässer mehr als ein Geist umgehe.“

„Können Sie mir sagen, um welche Zeit Sie die Stimmen hörten?“

„Es war gerade halb zwölf; ich hatte kurz vorher meine Uhr gezogen und nachgesehen.“

„Haben Sie noch etwas zu bemerken?“

Petrowitsch zögerte.

„Sie stehen vor Gottes Angesicht und vor der von ihm verordneten Behörde, die das Recht hat, alles zu wissen; ein Verschweigen würde Ihr Schaden sein.“

„Als ich ein Stück weiter gefahren war, vernahm ich etwas, es ließ mir das Haar zu Berge stehen.“

„Bitte, drücken Sie sich deutlicher aus.“

„Es war ein Schrei, so, wie ihn jemand in der Angst um sein Leben ausstößt“, erzählte der Pferdehändler, „ich hielt an und lauschte.“

„Weiter, weiter!“

„Nach einiger Zeit hörte ich, daß jemand sich laufend näherte; da hieb ich auf meine Gäule ein und jagte davon.“

„War das nicht vielleicht der Galopp eines Pferdes?“ fragte der Richter.

„Nein, ich bin meiner Sache ganz gewiß.“

Der Richter vereidigte den Zeugen.

Dann wendete er sich an Soltjakow, der gespannt lauschte.

„Hatten Sie Ihr Pferd beim Schwarzen Teiche angebunden?“

„Jawohl, an einen Baum,“ lautete die Antwort.

„Und Sie bestiegen es auch dort?“

„Ja, ich eilte nach Hause; in einigen Minuten erreichte ich Blagotir.“

„Um welche Zeit ungefähr?“

„Es mochte gegen halb zwölf Uhr sein.“

„Können Sie beweisen, daß Sie um diese Zeit schon zu Hause waren? Hat der Kutscher Ihr Pferd empfangen oder ließ der Diener Sie ein?“

„Nein, ich hatte beide schlafen geschickt“, versetzte Ilja. „Der Kutscher ist schon alt und ich liebe es nicht, wenn meine Leute mich erwarten.“

„Das klingt seltsam. Es sieht fast aus, als hätten Sie geheime Beweggründe dazu gehabt.“

Soltjakow schwieg; eine lebhaft Erregung spiegelte sich auf seinem Gesichte ab.

„Sie können also Ihr Alibi nicht beweisen“, sagte der Richter, „es hat Sie niemand nach Hause kommen sehen?“

Einen Moment zögerte der Angeklagte.

„Nein,“ entgegnete er mit fester Stimme.

„Das ist sehr gravierend für Sie.“

Es klang ein leises Bedauern aus den Worten.

Auch die folgenden Sitzungen brachten nicht Klarheit in die Sache. Mit Spannung sah man dem Urteilspruche entgegen.

Olga Romonowna Swerjew erfuhr erst nach fast vierzehn Tagen von der Verhaftung Iljas und vom Tode ihres Bruders. Sie war bei ihren Verwandten und Briefe und Zeitungen erreichten die abgelegene Gegend oft lange nicht.

Endlich erhielt sie einen Brief von Daisy:

„Liebe Olga, es ist etwas Schreckliches passiert. Dein Bruder ist am 10. April abends ermordet worden und mein Herzenspapascha sitzt in K. im Gefängnisse, weil er der Untat beschuldigt wird. Ich bin außer mir! Wie darf man glauben, daß mein lieber, guter Vater einem Menschen das Leben nehmen kann. Bitte, komm, so schnell Du kannst, ich sehne mich so sehr nach Dir, obgleich ich in Datnofka bin und Arbutins sehr freundlich sind.“

Deine ganz verzweifelte

Daisy.

Datnofka, 22. April 19...“

Olga begriff zuerst nicht. Doch auch die Zeitungen kamen mit derselben Post. Sie brachten alles Nähere, die Gerichtsverhandlungen und Zeugenaussagen.

Zwei Stunden später reiste Olga Romanowna ab.

Sie hatte keine große Liebe für den Bruder gehabt, sein jähes Ende erschütterte sie aber doch gewaltig und sie trauerte um ihn.

Noch mehr aber um den geliebten Mann, dessen Unschuld sie durch die Preisgabe ihres eigenen Lebens klar beweisen konnte. Sie war entschlossen, es zu tun, denn nichts erschien ihrer Liebe unmöglich. Gleich nachdem Ilja ihr Zimmer betreten hatte, dröhlte der sonore Klang der Stalluhr durch das Fenster, das Fenster, das sie zu schließen vergaß. Sie hatte es später getan und die Vorhänge zugezogen, um in ihrem Glücke nicht beobachtet zu werden.

Olga kam in Blagotir gegen Morgen an. Sie wollte von dort nach der Kreisstadt K. fahren, um dem Schlusse der Verhandlung beizuwohnen. Sie war kaum eine halbe Stunde in Blagotir, da meldete ihr der Diener, daß der Gärtnerbursche Timofei sie zu sprechen wünsche.

Fräulein Swerjew ließ ihm sagen, sie habe keine Zeit.

„Timofei bittet dringend, vorgelassen zu werden“,

bestellte Iwan, „es sei etwas sehr Wichtiges und betreffe den Herrn.“

„Dann mag er kommen.“

Der Gärtnerbursche wurde in das Zimmer geführt. Es war ein hübscher Mensch von kaum zwanzig Jahren.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte Olga erstaunt.

Timofei drehte seine Mütze verlegen zwischen den Fingern.

„Fräulein“, begann er, „ich weiß, weshalb Sie zurückgekommen sind. Sie wollen aussagen, daß Ilja Gorgewitsch um halb zwölf am 10. April in der Nacht bei ihnen war.“

Olga errötete heftig.

„Woher weißt du es?“ fragte sie verlegen.

„Ich sah, wie der Herr vom Stalle durch den Garten eilte, ich habe auch gehört, was er Ihnen zurief.“

Timofei schwieg, als erwartete er die Aufforderung, weiterzureden.

„Er sagte: Olga, sind Sie noch auf?“

„Ja, ja, so war es“, stammelte das junge Mädchen verwirrt.

„Sie antworteten: „Ja — ich erwarte Sie.“ Darauf schloß der Herr die Haustür auf, ich aber bleib neugierig stehen.“

„Und was sahst du?“

„Ich sah Ilja Georgewitsch bald darauf in Ihrem Zimmer; er schloß das Fenster und zog die Vorhänge zu.“

„Wie kamst du zu so später Stunde noch in den Garten?“

Timofei kratzte sich verlegen den Kopf, dann sagte er:

„Ich war etwas in die Dorfschenke gegangen und stahl mich leise nach Hause. Der Herr ist streng gegen solche Uebertretungen seines Willens; er liebt es nicht, daß seine Leute sich nach zehn Uhr herumtreiben. Ach, liebes Mütterchen, bitten Sie, mir zu verzeihen, ich bin sonst ein ordentlicher Kerl.“

„Ich garantiere dir im voraus, daß Ilja Georgewitsch dir diesesmal verzeiht“, sagte Olga hocherfreut. „aber du mußt mich nach K. begleiten, Timofei.“

„So muß ich das? Ich fürchte mich vor der Behörde. Die ganze Zeit hat es mir das Herz abgedrückt, daß ich etwas weiß, das vielleicht dem guten Herrn helfen könnte.“

„Du hättest früher sprechen müssen“, sagte Olga.

„Ja — nun, es ist aber noch nicht zu spät, jetzt habe ich Mut.“

In Olgas Herzen tagte es.

Ihr Zeugnis allein hätte vielleicht wenig genützt. Die Aussage des Gärtnerburschen kam hinzu und mußte die Unschuld des Angeklagten klar beweisen.

Heute füllte eine noch größere Menschenmenge den Gerichtssaal; man erwartete die Freisprechung oder Verurteilung des Gefangenen.

Soltjakow sah seinem Schicksale gefaßt entgegen. Er stellte alles dem Höchsten anheim, der Herz und Nieren der Menschen prüft. Sein Verteidiger war aus Petersburg gekommen und hatte sich eingehend mit Iljas Prozeß beschäftigt. Seiner glänzenden Beredsamkeit würde es vielleicht gelingen, Soltjakows Unschuld zu beweisen.

Olga fuhr mit Timofei direkt zu dem Verteidiger Iljas.

Um 11 Uhr began die Verhandlung.

Der Prokureur klagte Soltjakow des Mordes an Swerjew an; er führte alle belastenden Beweise an und plädierte für Bestrafung. Atemlose Stille

herrschte im ganzen Saale, die vielen Augen ruhten auf dem Angeklagten, der bleich, aber ruhig darsaß.

Da — eine Bewegung. Alle Hälse reckten sich. „Simon Iwanowitsch Mestutschew kommt, der Advokat Soltjakows“, so raunte man sich zu.

Hinter der imposanten Gestalt des Verteidigers ging eine in tiefe Trauer gekleidete Dame, der ein junger, hübscher Bauernbursche in der Nationaltracht folgte.

Der Gefangene hob den Kopf.

Olgas und Iljas Blicke trafen sich.

„Wie, du willst wirklich?“ schienen des Mannes Augen zu sagen.

„Ja — ich will — für dich tue ich alles,“ las er in den Augen der geliebten Frau.

Mestutschew begann zu sprechen. Er führte gleich von vornherein schlagende Beweise an.

„Ich habe das Haar geprüft, das man in des Ermordeten Hand fand. Es gleicht allerdings in der Farbe genau dem des Angeklagten, trotzdem ist es nicht auf seinem Haupte gewachsen.“

Simon Iwanowitsch hielt inne und warf einen triumphierenden Blick umher. Sein schlaues Fuchsgesicht strahlte förmlich.

„Wie können Sie das behaupten?“ fragte der Präsident des Gerichtshofes.

„Ich habe das Haar mikroskopisch untersuchen lassen, auch das des Gefangenen; da hat sich denn etwas Wichtiges ergeben. Das Haar von Ilja Georgewitsch ist viel feiner als das andere. Doktor Babotkin hat die Untersuchung gemacht, er ist bereit, meine Aussage zu bestätigen.“

Babotkin mußte vereidigt werden.

„Ich habe erst heute den sichersten Beweis von der Unschuld des Gefangenen erhalten. Bitte, mein Fräulein, treten Sie vor und sagen Sie, was Sie zu sagen haben.“

Sehr blaß folgte Olga der Aufforderung.

Ihre Stimme bebte, wurde aber allmählich fester.

„Ich erkläre hiermit, daß ich vor halb zwölf Uhr den Galopp eines Pferdes hörte,“ sagte das junge Mädchen, „der Reiter hielt am Stalle an und nach etwa fünf Minuten verließ er ihn und eilte auf das Haus zu, es war Ilja Georgewitsch Soltjakow. Ich hatte das Fenster meines Salons geöffnet und erwartete ihn.“

Hier versagten Olga die Worte; sie atmete schwer.

„Bitte fahren Sie fort“, sagte Mestutschew freundlich ermutigend.

„Die Uhr vom Stalle schlug halb zwölf, als Ilja Georgewitsch zu mir kam“, sprach Olga weiter. „Er schloß das Fenster bald darauf und ließ die Vorhänge nieder.“

„In welcher Beziehung stehen Sie zu dem Angeklagten?“

„Ich bin seine Braut, ich wurde es erst in jener Stunde,“ entgegnete Olga mutig. „Ilja Georgewitsch schrieb mir und gestand mir seine Liebe, er gab mir den Brief, kurz ehe er am 10. April fortritt. Am anderen Tage sollte ich um 11 Uhr vor Tisch abreisen; ich aber sehnte mich danach, ihm gleich die Antwort zu geben, die er verlangte.“

„Wußten Sie etwas von seinem Rendezvous mit Ihrem Bruder?“

„Nein.“

„Sprach er darüber mit Ihnen, nachdem Sie sich verlobt hatten?“

Abermals verneinte Olga.

Mestutschew befahl Timofei, sein Zeugnis abzulegen.

Nachdem es geschehen war, wurden Olga und der Bursche vereidigt.

„Es bleibt mir fast nichts zu sagen übrig,“ sprach

der Verteidiger. „Das Alibi des Verurteilten ist derart, daß es ihn glänzend freispricht.“

Die Geschworenen zogen sich zurück.

Nach kurzer Zeit erschienen sie wieder.

Einstimmig lautete das Urteil auf Freisprechung Soltjakows.

„Olga, wie soll ich dir danken?“

Mehr vermochte Ilja nicht zu sagen, als er tief bewegt seine Braut in die Arme schloß.

„Liebe mich immer so wie heute,“ gab sie leise zurück.

Ein donnerndes Hurrah begrüßte das schöne Paar, als es Arm in Arm auf die Treppe des Gerichtsgebäudes hinaustrat.

Fürst Arbutin gratulierte dem Freunde herzlich.

In seinem Wagen fuhr das Brautpaar zur Station und von dort mit der Eisenbahn nach Datnofka.

„Komm mit mir zu Daisy, zu unserem Kinde,“ hatte Ilja gebeten.

„Ja, zu unserem Kinde“, wiederholte Olga glücklich.

Während sich das Schicksal ihres Vaters entschied, war Daisy in Datnofka geblieben. Von zartester Rücksicht umgeben, fühlte sie sich trotz ihres Kammers für Augenblicke getröstet. In dieser für sie schweren Zeit lernte sie Boris Arbutin kennen und ihre Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage.

Der junge Offizier hielt mit dem Geständnisse seiner Neigung zurück, es war jetzt nicht die Stunde, darüber zu sprechen. Wie ein Bruder umgab er die Tochter Soltjakows mit schonender Aufmerksamkeit, suchte sie zu zerstreuen und zu unterhalten.

Auch Boris war von Iljas Unschuld überzeugt. Er begleitete seinen Vater einigemal nach K. und wohnte den Verhandlungen bei. Daisys große, angstvolle Augen, wenn die Herren zurückkamen, ihre Frage: „Wie war es heute?“ schnitten Arbutin ins Herz.

„Ich bleibe heute bei Ihnen“, erklärte der junge Fürst am Morgen des 29. April, „ist es Ihnen recht?“

„Ach ja!“ rief Daisy und die Tränen traten ihr in die Augen, „mit Ihnen spreche ich doch am liebsten von meinem Väterchen. Er muß bald freikommen, ich bete alle Tage darum.“

„Sie sind eine gute Tochter, Sie werden einmal eine gute Frau sein“, bemerkte Boris anzüglich, der sich Gewalt antat, um das geliebte Wesen nicht auf der Stelle in die Arme zu ziehen.

„O, ich verlasse meinen goldenen Papascha niemals“, versicherte Daisy mit Inbrunst.

Ueber das hübsche Gesicht des Offiziers glitt ein Lächeln.

„Ich werde Sie vielleicht bald daran erinnern“, sagte er.

„Wieso? Was meinen Sie damit?“

Aber Boris schwieg, und sie wagte nicht weiter zu forschen. Ihr Herz begann heftig zu pochen und sie errötete lebhaft unter dem warmen Blicke seiner Augen, die mehr sagten als Worte.

Früher als man erwartet hatte traf Fürst Wladimir Borissowitsch in Datnofka ein. Schon von weitem spälten sein Sohn und Daisy nach dem Wagen aus, der sich am Ende der langen Allee zeigte.

„aPpa kommt nicht allein“, berichtete der junge Husarenoffizier, der ein Fernrohr in der Hand hielt, „es sind mehrere Personen in der Equipage.“

Daisy zitterte heftig.

„Können Sie sie erkennen?“ fragte sie leise.

„Sehen Sie selbst, hier ist das Fernrohr.“

Sie griff danach und blickte hinein.

„Es — es ist Papa — Olga sitzt neben ihm“, stammelte Daisy, vor Freude fast in die Knie brechend.

Boris stützte sie. In der Erregung bedeckte er das bleiche, holde Gesicht mit Küssen.

„Mein Seelehen, mein Tünbchen“, sagte er zärtlich. „Gott Lob, nun ist alles gut, nun kann ich es Ihnen sagen, was mir die ganze Zeit unmöglich war. Ich habe Sie innig lieb. Sprechen Sie, darf ich hoffen, daß auch Sie mir gut sind?“

Lachend und weinend gab Daisy ihm Antwort.

Der Wagen war unterdessen vorgefahren. Hand in Hand eilten die Verlobten auf die Freitreppe.

„Papa, Papa!“ jubelte Daisy und warf sich in die Arme Iljas.

Vater und Kind hielten sich lange wortlos umschlungen.

Mestutschew, der Arbutin auf seine Einladung hin begleitet hatte, entfernte sich diskret.

„Mein Liebling“, begann Soltjakow endlich, „hier ist noch jemand, der sich nach deiner Umarmung sehnt, es ist Olga Romanowna. Willst du sie recht lieb haben?“

Sie waren in die Halle des Schlosses eingetreten.

Etwas in dem Tone Iljas brachte sein Kind der Wahrheit nahe.

„Ihr — Ihr seid doch nicht —“, stotterte sie.

„Verlobt — ja, das sind wir“, ergänzte Soltjakow.

Die beiden jungen Frauen umarmten sich lange und innig.

Jetzt trat Boris, der absichts leise mit dem Fürsten Wladimir gesprochen hatte, auf die Gruppe zu, Er faßte Daisys Hand und sagte:

„Wollen Sie uns Ihren Segen geben, Ilja Georgewitsch? Ihre Tochter und ich lieben uns, eben haben wir es uns eingestanden.“

Soltjakows strahlendes Gesicht verdüsterte sich. Er trat einen Schritt vor.

„Ich bitte Sie und Ihren Vater vorher um eine Unterredung“, sagte er.

„Gut, sie sei Ihnen gern gewährt. Bitte hierher in mein Arbeitszimmer“, entgegnete Wladimir Borisowitsch.

Nun sind die drei Männer allein. Der ältere Fürst sitzt auf dem Stuhle vor seinem Schreibtische, Boris lehnt am Fenster und Soltjakow steht vor beiden, vor den Richtern über das Glück oder das Unglück seines einzigen Kindes. Einigemal versucht er zu sprechen, die Kehle ist ihm trocken, und er müht sich vergeblich, einen Ton hervorzubringen. Mit gespannter Erwartung blickten Vater und Sohn auf sein vor Erregung blaßes Gesicht.

„Es greift Sie heute noch allzusehr an“, sagte Arbutin der Aeltere, „lassen Sie das, was Sie uns erzählen wollen, auf morgen.“

„Nein, es muß gleich gesagt werden.“

Soltjakow richtet sich aus seiner gebeugten Haltung auf; straff steht er da, dann spricht er:

„Ich bin heute als Mörder freigesprochen worden, aber ich habe, wenn auch jetzt unschuldig, dennoch einen Menschen getötet.“

„Wie? Was sagen Sie?“ ruft Boris erschreckt, während sein Vater Ilja verständnislos anstarrt.

Da erzählte Soltjakow alles. Er beschönigte nichts und schilderte die Tatsachen, wie er sie Olga geschrieben hatte.

„Roman Romanowitsch war der einzige, der von meinem Geheimnisse wußte. Er war vor dreizehn Jahren in Wien gewesen und wohnte einer Verhandlung bei. Als er mich hier widersah, erkannte er mich. Ich ahnte es zuerst nicht, erst nach und nach. Seine Bewerbung um meine Tochter war mir sehr unangenehm. Daisy hatte ihn zweimal abgewiesen, aber Swerjew wollte noch einmal bei mir sein Heil versuchen. Deshalb schrieb er mir und verlangte eine Zusammenkunft im Walde. Als ich ihn beim schwarzen Teiche sah, als ich sein Anliegen hörte, wies ich ihn kurz zurück. Da packte er mich an der

Brust.

„Sie müssen ja sagen, sonst denunziere ich Sie als den Mörder des Ungarn Miska Lazy!“ rief der wüste Mensch.

Es war gut, daß ich mich in der Schule des Lebens an strenge Selbstzucht gewöhnt habe. Wohl wallte es zornig in mir auf, aber ich beherrschte mich.

„Lassen Sie mich los!“ gebot ich und befreite mich mit einem Ruck. Dabei mag wohl der Knopf meines Jagdrockes abgerissen sein.

„Ich habe Sie gleich erkannt. Sie spielen hier den Tugendhelden und doch sah ich Sie im Wiener Gerichtshof auf der Anklagebank. Wenn Sie mir Ihre Tochter nicht zur Frau geben, sollen Sie ohne Ihre gleißnerische Maske dastehen.“

So sprach Swerjew.

Ich überlegte. Nicht, daß ich auch nur eine Sekunde lang daran dachte, mein liebes Kind zu zwingen, die Frau dieses Wüstlings zu werden, ich sann auf ein anderes Mittel. Ich wußte, wie verschuldet Roman Romanowitsch war. Mit Geld ließ sich alles bei ihm durchsetzen. Da bot ich ihm eine große Summe für sein Schweigen. Er willigte sofort ein, drohte aber, daß er mich angeben werde, wenn er nicht in drei Tagen die zehntausend Rubel bekäme. Mein Entschluß stand fest, ich wollte Blagotir verkaufen und wieder die geliebte Heimat meiden, denn ich sagte mir, daß Swerjew immer wieder neue Erpressungen versuchen werde, bis er mich völlig ausgesogen hat. Ehe ich zu dem Rendezvous mit Roman ritt, schrieb ich seiner Schwester, die ich innig liebte. Ich habe ihr, ebenso wie Ihnen, alles bekannt. Sie war groß genug, mir keine harte Richterin zu sein. Und bitte ich Sie beide, zu sprechen; es hängt davon meiner Tochter Glück oder Unglück ab. Es wäre von mir schlecht und niedrig gehandelt, wenn ich Daisy in Ihre Familie eintreten ließe, ehe Sie das wissen, was ihr Vater verbochen hat.“

Arbutin war bei den letzten Worten aufgestanden. Er legte die Hand auf Soltjakows Schulter. Auch Boris näherte sich. Vater und Sohn tauschten schnell einen Blick aus; sie verstanden sich.

„Mein Freund“, sagte Wladimir mit warmer Betonung, „sowohl mein Sohn wie ich ändern nichts an unserem Entschlusse; wir nehmen Daisy gern in unsere Familie auf. Wer, wie Sie, ein Unglück zu sühnen verstand, kann die Achtung seiner Mitmenschen beanspruchen. Ihr Geheimnis bleibt in unseren Herzen wohlgehütet. Und nun kommen Sie, ich merke, daß mein Junge vor Sehnsucht brennt, sein Bräutchen zu umarmen.“

Soltjakows Augen füllten sich mit Tränen.

„Mein Gott, ich danke dir“, stammelten seine Lippen.

Fest und treu ruhten die Hände der Männer ineinander.

Wie schön war der Abend des Tages, der so ernst begonnen hatte. Die Brautpaare strahlten vor Glück. Ein frohes Mahl, bei dem der Sekt nicht fehlte, vereinte die fürstliche Familie und ihre Gäste in dem großen Speisesaale. Die Stimmung wurde immer fröhlicher. Mestutschew zeigte sich als formgewandter, lebenswürdiger Gesellschafter. Er fesselte seine Zuhörer durch einige interessante Erzählungen aus seiner Praxis.

„Wer ist der Mörder Swerjews?“

Diese Frage beschäftigte stillschweigend alle.

„Olga Romanowna“, wendete sich der Verteidiger Iljas an dessen Braut, „ist es Ihnen vielleicht bekannt, ob ihr Bruder hier einen Feind hatte?“

Olga zögerte, dann sagte sie:

„Ich möchte Ihnen darüber Mitteilung machen. Bitte folgen Sie mir einige Minuten in das Neben-

zimmer. Auch meinen Verlobten hätte ich gern bei dem dabei, was ich sagen werde.“

Sie standen auf und betraten das Boudoir der Fürstin.

„Sie haben einen Verdacht, ich merke es Ihnen an, gnädiges Fräulein.“

„Ja, ich glaube, daß der frühere Verwalter von Latwilischki der Mörder meines unglücklichen Bruders ist.“

„Womit wollen Sie es begründen?“ fragte Mestutschew.

„Tischnowski, so hieß der Mensch, wurde von Roman fortgejagt und geschlagen. Ich hörte den wüsten Lärm und eilte ans Fenster. Ich war im Zimmer meiner kranken Mutter und ich sah, wie Tischnowski vor dem Hause stehen blieb. Sein Gesicht war von Wut entstellt. Er schüttelte die Faust und schien etwas zu sprechen, was ich aber nicht verstand. Später soll er Drohungen gegen meinen Bruder ausgestoßen haben: der Herr möge sich hüten vor seiner Rache. Wäre ich hier gewesen, so hätte ich es gleich erzählt, dann wäre mein Verlobter vielleicht gar nicht verhaftet worden.“

„Aber das ist ja ein wichtiges Material!“ rief Mestutschew erfreut. „Ich lasse die Sache nicht auf sich beruhen und werde Licht hineinbringen. Sobald ich in Petersburg bin, schicke ich einen unserer besten Geheimpolizisten hierher. Ich zweifle kaum daran, daß es ihm gelingen wird alles aufzudecken. Erlauben Sie mir jetzt noch eine Frage, Ilja Georgewitsch?“

„Bitte, ich höre, Alexander Feodorowitsch.“

„War Tischnowski auf der Bärenjagd, als Sie das Stilett verloren?“

„Ja.“ — Ilja dachte einen Moment nach, dann fuhr er fort: „Erst jetzt fällt es mir ein, daß er sich über den Bären bückte; dabei schien es mir, als ob er sich etwas aufhob und in die Tasche steckte, aber vielleicht habe ich mich auch versehen.“

Mestutschew machte sich eine kurze Notiz in sein Büchlein.

„Ich danke Ihnen“, sagte er verbindlich und verließ das Zimmer.

Die Verlobten blieben allein.

„Meine Olga, ich muß dir noch von meiner Unterredung mit Roman erzählen“, sagte Soltjakow, seine Braut neben sich auf das Sofa ziehend. Er berichtete ihr alles wahrheitsgetreu.

„Ich konnte mich nicht entschließen, es dir in der ersten Stunde unseres Glückes zu sagen, schloß er, „später solltest du es erfahren. Wir hätten Rußland, unsere teure Heimat, verlassen müssen, denn ich war fest entschlossen, Roman weitere Erpressungen zu verweigern. Jetzt ist jede Gefahr gewichen, ich habe mit Vater und Sohn Arbutin offen von der Vergangenheit gesprochen. Sie denken ebenso hochherzig wie du und werden mit keinem Worte das traurige Geheimnis verraten. Aber was ist dir, Geliebte, du weinst?“

Ersehrte rief es Soltjakow, als er helle Tränen über Olgas Gesicht laufen sah. Sie schmiegte sich fester an ihn.

„Wundere dich nicht“, sagte sie leise, „ich weine über das schreckliche Ende dessen, der mein Bruder war; vergib mir die Trauer.“

„Ich ehre sie“, versetzte Soltjakow ernst. „Fortan soll es die Aufgabe meines Lebens sein, dir nur Glück und Freude zu bereiten, du teures, du hochherziges Wesen.“

13. Kapitel.

„Wer ist der Mörder Swerjews?“

Diese Frage war die brennende in der ganzen Nachbarschaft geworden. Sie beschäftigte alle und

man sprach in jeder Gesellschaft davon, in den Dorfschenken und auf den Gütern, die an Latwilischki grenzen. Mestutschew war abgereist, nachdem er sich herzlich von seinen Wirten und Ilja verabschiedet hatte.

„Zu unserer Hochzeit müssen Sie jedenfalls wiederkommen“, baten die Verlobten, „Sie wissen, daß wir im August heiraten, unser junges Paar einen Monat früher.“

„Ich werde mir die Ehre geben, zu erscheinen“, sagte der Advokat.

„Wollen Sie mein Brautvater*) sein, Alexander Feodorowitsch?“, fragte Olga lächelnd, ihm die Hand hinhaltend.

Mestutschew küßte sie und versprach es dankend.

Boris Urlaub war abgelaufen. Er mußte sich von Daisy trennen und nach Petersburg zurückkehren, wo er ferner als Adjutant des Großfürsten dienen sollte. Dem jungen strebsamen Offizier stand eine glänzende militärische Karriere bevor. An seiner Seite sollte seine reizende Frau das Parkett der Petersburger Hofgesellschaft betreten.

Bei Nekrassows erregten beide Verlobungen die aufrichtigste Freude. Diese vortrefflichen Menschen hatten vorher große Teilnahme an der Gefangenahme Soltjakows bewiesen. Oft suchte Daisy in der schweren Zeit bis zur Freisprechung des Vaters das Heim ihrer Kindheit auf und weinte sich bei der guten Tante Anna aus. —

Es wurde beschlossen, daß Olga bis zu ihrer Hochzeit im Hause des Verwalters von Datnofka bleiben werde. Sie hielt es für passender und Daisy mußte sich darein ergeben.

„Aber du mußt oft nach Blagotir kommen“, bat sie, „und Papascha und ich werden dich oft besuchen.“

Etwa acht Tage nachdem Mestutschew abgereist war, kam ein älterer Mann auf der Station Wischnogradki an. Sie lag von Latwilischki mehrere Meilen entfernt. Der Fremde sah wie ein russischer Händler; er trug sich halb städtisch, halb bäuerlich.

„Ich möchte den Stationsvorsteher sprechen“, sagte er zu einem der Gepäckträger, „mein Name ist Jury Wassiljewitsch Krotkin. Melden Sie mich, bitte, ich möchte einige Auskünfte über den Viehbestand der Umgegend haben.“

„Sogleich.“

Einige Minuten später trat der Stationsvorsteher auf den Fremden zu.

Nach erfolgter gegenseitiger Vorstellung sagte Krotkin:

„Ich bitte um einige Minuten Gehör in einem verschlossenen Raume.“

„Ist es denn so geheimnisvoll?“ fragte der Beamte erstaunt.

„Ja, mein Herr, Sie allein dürfen es hören.“

Als sie allein waren, sagte Jury Wassiljewitsch:

„Sie haben wohl auch von dem Morde am Schwarzen Teiche gehört?“

„Gewiß, aber wie hängt das mit Ihrer Frage zusammen?“

„Geduld. Ich will mich Ihnen lieber zu erkennen geben. Ich bin Geheimpolizist und aus Petersburg hergeschickt, um die Spur des Mörders zu entdecken. Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit und Beihilfe.“

„Soviel in meinen Kräften steht, natürlich.“

„Erinnern Sie sich vielleicht der Nacht vom 10. auf den 11. April, in der Swerjew ermordet wurde? Ist Ihnen hier nicht ein Reisender aufgefallen, der

*) In Rußland muß jede Braut einen Brautvater wählen, der sie zur Trauung in die Kirche führt.

den aus X. kommenden Morgenzug benützt hat? Ich kombiniere, daß der Mörder möglichst schnell den Tatort seines Verbrechens zu verlassen strebte. Auf der Station, die in der Nähe liegt, wird er sich nicht gezeigt haben, er ist vielmehr zu Fuß weitergegangen, um die weiter entfernte Haltestelle der Bahn zu benutzen. Möglich ist es ja, daß er die andere Richtung wählte oder überhaupt nicht den Schienenweg zu seiner Flucht benutzte. Jedenfalls möchte ich darüber Klarheit erlangen, ehe ich weiter nachforsche."

Aufmerksam lauschte der Stationschef den Worten Krotkins.

"Warten Sie," sagte der Bahnhofsvorsteher, "ich muß mich erst besinnen. Ich war in der Nacht vom 10. auf den 11. April erstaunt, wie wenige Personen fortreisten; es waren nur drei oder vier. Als das weitere Signal zur Abfahrt gegeben wurde, sah ich einen Mann auf das Stationsgebäude zulaufen. Der Billettschalter sollte eben geschlossen werden."

"Schnell ein Billett dritter Klasse!" rief der Verspätete. Als er es noch erhielt, rannte er auf den Bahnsteig. Ich stand neben ihm."

"So haben Sie ihn deutlich gesehen?" fragte Krotkin hastig. "Können Sie ihn beschreiben?"

"Er war von meiner Größe", fuhr der Beamte fort, "hatte dunkles Haar und mußte vierzig Jahre alt sein."

Krotkin notierte es.

"Sahen Sie nichts Besonderes an ihm? Nichts, was Ihnen auffiel?"

"Doch, zweierlei."

"Und das wäre?"

"Er hatte ein Tuch um den Kopf gebunden."

"War es nicht blutbefleckt?" fragte der Geheimpolizist.

"Sie haben es erraten. Ich bemerkte es, dachte, es sei einer, der Ostern gründlich gefeiert habe. Sie wissen, die Ungebildeten betrinken sich meist an solchen Tagen, und es kommt dann leicht zum Streite."

"Und was bemerkten Sie außerdem?"

"Der Reisende zog eine Uhr. Er verglich sie mit der am Stationsgebäude. Es war gerade halb fünf, der Tag schon ganz hell."

"Wie sah die Uhr aus?"

"Sie war von schwarzem Stahl und mit einem Monogramm versehen."

"Haben Sie es erkennen können?"

"Nein, aber an der Uhr hing eine seltsam geformte Berloque, ein Totenschädel aus Elfenbein. Ich hätte vielleicht vergessen, wie die Uhr aussah, wenn mir diese Berloque nicht aufgefallen wäre."

"Sprachen Sie mit dem Reisenden?"

"Ich sagte ihm: 'So steigen Sie doch ein, der Zug wird nicht auf Sie warten.'"

"Und erwiderte er etwas darauf?"

"Er lachte und sprang in ein Coupé dritter Klasse. Gleich nachher gab ich das Zeichen zur Abfahrt. Das unangenehme Gesicht des Menschen beschäftigte mich eine Weile; es lag ein verschlagener, roher Ausdruck darauf. Später vergaß ich es. Glauben Sie, daß es der Mörder gewesen sein kann?"

"Ich weiß es nicht", antwortete der Geheimpolizist vorsichtig. "Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre freundliche Auskunft und rechne auf Ihre strengste Diskretion; ein unvorsichtiges Wort könnte alles verderben. Sind Sie bereit, Ihre Mitteilung eidlich zu erhärten? Es wird vielleicht nötig sein."

"Natürlich. Zitieren Sie mich, sobald Sie mich brauchen."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand. Der Zug wurde signalisiert; Krotkin setzte seine Reise fort.

Er war zufrieden mit ihrem Anfange und überzeugt, auf Tischnofskis Spur zu sein.

"Ich muß vor allen Dingen konstatieren, ob Roman Romanowitsch eine Uhr mit der bezeichneten Berloque besessen hat; seine Schwester wird es am besten wissen. Dann will ich die Bauern über Tischnofski aushorchen. Sie dürfen mich nur ja für nichts anderes als für den Viehhändler Jury Wassiljewitsch Krotkin halten, der für Johnson und Ko., das große Exportgeschäft in Moskau, reist."

Noch am selben Tage stellte sich der Geheimpolizist in Datnafka ein und bat Olga um eine kurze Unterredung.

"Erlauben Sie mir eine Frage, gnädiges Fräulein", begann Krotkin, "besaß Ihr verstorbener Bruder eine schwarze Stahluhr mit seinem Monogramm?"

"Ja", versetzte Fräulein Swerjew.

"Trug er irgend eine Berloque daran?"

"Ja, einen Totenschädel aus Elfenbein. Mein Bruder legte großen Wert darauf; wie alle Spieler, war er sehr abergläubisch und trennte sich nie davon."

"So glauben Sie, daß er diesen Talisman auch am Abend des 10. April bei sich trug?"

"Ich bin dessen gewiß", lautete Olgas Antwort.

"Erinnern Sie sich an die Hautfarbe Ihres früheren Verwalters Grigori Gesimowitsch Tischnofski? Bitte, denken Sie nach, es ist wichtig für mich."

Olga dachte nach, dann sagte sie:

"Er hatte dunkles Haar, das aber schon mit grauen Fäden gemischt war."

"So? Das stimmt ebenfalls. Ich danke Ihnen, mein Fräulein. Und Sie glauben, daß Tischnofski Ihrem Bruder übel gesinnt war?"

"Ja, ich sah, wie er Roman drohte, nachdem dieser ihn fortgejagt. Leider muß ich eingestehen, daß mein unglücklicher Bruder sich dabei so weit vergaß, den ungetreuen Verwalter gröblich zu mißhandeln."

"Sie halten Tischnofski für fähig, Rache zu nehmen?"

"Gewiß, um so mehr, als er sich, nachdem er Latwilischki verlassen hatte, vergeblich um eine Stelle in der Nachbarschaft bemühte. Roman warnte die Bekannten vor Tischnofski. Herr Nieprofski auf Rosmarischew sagte Tischnofski, daß mein Bruder ihm kein gutes Zeugnis ausgestellt hatte."

"Ich wundere mich nur, daß der Untersuchungsrichter Ribajedow nicht früher auf den Verwalter, als Urheber des Mordes verfallen ist."

Krotkin empfahl sich und fuhr nach Blagotir, wo er mit Soltjakow eine lange Unterredung hatte.

In den nächsten Tagen war der verkleidete Viehhändler auf den Höfen und Dörfern der Umgegend zu sehen. Er handelte um die Kühe und Schweine der Bauern und traktierte sie dabei freigebig mit Branntwein, um etwas aus ihnen hervorzulocken, aber lange schienen seine Bemühungen ohne Erfolg.

Auf seine Bitte hin hatte Ilja Georgewitsch ihm das vom Rost gereinigte Stilet gegeben, das man in der Brust des Ermordeten gefunden hatte.

Eines Tages — es mochten seit der Ankunft des Geheimpolizisten zwei Wochen vergangen sein — fuhr Krotkin ziemlich verdrießlich nach einem weit entfernten Dorfe, in dem von den Vorgängen am Schwarzen Teiche nichts gehört hatte. Der bisher zuversichtliche Mut des Detektivs war gesunken. Er kam um keinen Schritt vorwärts; die hohe Belohnung, die Mestutschew ihm versprochen hatte, mußte ihm entgehen, wenn er Tischnofskis Schuld nicht klar bewies.

Wo mochte der Mörder sein?

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP  BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080  BM

für Alpaca

War er weit entflohen?

Hatte er das Gouvernement, hatte er sogar Rußland verlassen, oder zog es ihn, wie es oft der Fall ist, zum Orte seiner Greuelthat zurück? — Krotkins Schlaueit versagte. Er war über sich ärgerlich und bedauerte fast, die ganze Sache angefangen zu haben. Sein Ruf als findiger Geheimpolizist stand auf dem Spiele, wenn er unverrichteter Sache nach Peterbusrg zurückkam.

Das Dorf Matutschka lag auf dem Gute des Grafen Anton Bogdanowitsch Scherewasew, der Generalgouverneur von Twer war. Von Blagotir und Datnofka war diese Besizung viele Meilen entfernt. Krotkin hatte in Erfahrung gebracht, daß hier eine entfernte Verwandte von Tischnofski lebte. Ob sie nicht etwas Genaueres über den Verbleib Grigoris wußte?

„Nun heißt es doppelt vorsichtig sein und nichts verraten“, dachte der Geheimpolizist. „Hm, wie fange ich es nur an? Ich will doch lieber die Toilette wechseln.“

Er hatte zu seinen Fahrten ein Pferd und ein Wägelchen gekauft. Mitten im Walde hielt er an und stieg aus.

Aus einem kleinen Koffer nahm er einen vollständigen feinen, schwarzen Anzug, den er anlegte. Dann verschwanden der rötliche Vollbart und die Perücke von derselben Farbe, sein eigenes dunkles Haar

kam zum Vorschein. Dann legte er einen schwarzen Schnurbart an und steckte einen blitzenden Ring an seinen Finger, eine Nadel funkelte an der modernen Kravatte. Krotkin betrachtete sich zufrieden in einem kleinen Taschenspiegel und lachte.

„Nun noch den hellen Ueberzieher und Filzhut und die Maskerade ist fertig, sich sehe wie ein schmuckes Stadtherren aus.“

Er packte die abgelegten Kleider des Viehhändlers ein und setzte sich in den Wagen, den er in einer elenden Sehne abstellte. Hier erkundigte er sich unauffällig nach den Bewohnern des Dorfes Matutschka.

„Lebt hier noch die alte Nadeschka Simonowna Bobrowa?“ fragte der Geheimpolizist, „sie ist nämlich mit meiner Frau verwandt. Ich soll ihr Grüße bestellen und bringe ihr etwas Geld, damit sie sich eine kleine Stärkung kauft.“

„Jawohl, die Bobrowa lebt noch hier, aber sie ist halb kindisch und ihr Häuschen ist nicht viel mehr als eine Ruine.“

Nachdem Krotkin sich genau orientiert hatte, kaufte er eine Flasche schweren Wein und schlug den Weg durch das Dorf ein. Es war gerade die Zeit der Aussaat für das Sommergetreide. Die Männer waren auf dem Felde bei der Arbeit, nur einige Kinder balgten sich vor den Häusern. Hin und wieder steckte eine der Frauen den Kopf zum Fenster hin-

aus und schalt auf die kleine, wilde Sehar, oder ein junges Mädchen in der kleidsamen Nationaltracht trug den Eimer zum Schweinefüttern in den niederen Stall hinter dem Hause. Krotkin schlenderte gemächlich über die nicht eben allzu saubere Straße nach Matutschka. Er rauchte eine Zigarette und rief den schmucken Bäuerinnen Scherzworte zu oder blieb stehen und tat, als ob er die Prügelei zweier Knaben beobachtete. —

Endlich erreichte er das Ziel seiner Wanderung, die Hütte der alten Nadeschka Simonowna Bobrowa.

„In der Tat, eine traurige Wohnung“, dachte der Geheimpolizist, als er das durchlöchernte Dach und die Lehmwände betrachtete, „es ist kaum zu glauben, daß hier ein menschliches Wesen wohnen kann. Sie muß sehr arm sein. Nun, ich werde ihr die Zunge lösen.“

Lächelnd blickte Krotkin auf die Flasche mit Wein, die er in der Schenke gekauft hatte.

Auf der Schwelle hockte eine alte Frau, die sich in der warmen Frühlingsluft sehr behaglich zu fühlen schien. Sie blinzelte den Fremden aus rotumrandeten Augen an.

„Guten Tag, Mütterchen“, begann der Geheimpolizist die Unterhaltung. „Ich soll Euch Grüße von Eurem Neffen Grigori Gefimowitsch Tischnofski bestellen. Ich habe ihn vor einigen Tagen gesehen, und als ich ihm sagte, daß ich in die Gegend komme, hat er mich, Euch zu besuchen.“

„Wie geht es Grigori jetzt?“ fragte die Alte.

„O, ganz gut“, entgegnete Krotkin.

„So ist er nicht mehr im Krankenhaus von L.“

„Ja, aber er wird es bald verlassen.“

„Das freut mich. Als er hier bei mir ankam, wurde er an der Wundrose krank.“

„So? Das hat er mir nicht gesagt. Wodurch hat er sich wohl die schlimme Krankheit geholt? Ja, jetzt fällt es mir ein, er hatte einen Verband um den Kopf.“

„Er hat bei einer Prügelei eins über die Stirne gekriegt“, erzählte die geschwätzige Greisin. „Vor drei Wochen ungefähr kam er zu mir und bat mich, ihn zu behalten, bis die Wunde verheilt sei. Nun, ich kochte ihm einen Tee aus Kräutern und schmierte ihm ein Pflaster, aber es half nichts. Er wurde krank und fieberte, die Rose schlug sich dazu. Wir haben hier keinen Arzt; da redete ich ihm zu, nach L. ins Krankenhaus zu gehen.“

„Wißt Ihr nicht, an welchem Tage er bei Euch ankam, Mütterchen?“

„Ich erinnere mich nicht recht, es muß in der Osterwoche gewesen sein.“

„Seht einmal, da habe ich Euch Wein mitgebracht, einen feinen Tropfen. Wollen wir nicht ein oder zwei Gläschen zusammen trinken?“

Die eingefallenen Wangen der alten Frau röteten sich.

„Ja, ja, das wird dem alten Körper wohl tun!“ rief sie erfreut, „kommt nur in meine Hütte, lieber Herr, Ich weiß nicht einmal wie Ihr heißt, nennt mir doch Euren Namen.“

„Ich bin Kaufmann und heiße Arkadij Maseimowitsch Morosow“, log der Geheimpolizist, „ich bin der beste Freund Eures Neffen, den ich seit meiner Kindheit kenne.“

„Er hat mir nie Euren Namen genannt“, bemerkte die Bobrowa.

„Nun, er hat viele gute Freunde, Mütterchen.“

„Nein, das spricht Ihr nur so. Der Grigori ist kein guter Mensch, das muß ich sagen, obgleich er der Sohn meiner verstorbenen Schwester ist.“

„Warte, ich werde dir noch mehr die Zunge lösen“, dachte Krotkin, der sich bücken mußte, um

nicht mit dem Kopfe an der niederen Tür anzukommen.

Das Innere des Hauses war ebenso verwahrlost wie ihr Äußeres. Die Strebekbalken der Oberlage waren rauchgeschwärzt, der Fußboden schmutzig und die Fensterseheiben zerbrochen und mit Lappen verstopft. Aermliches Hausgerät lag oder stand unordentlich umher, in der Ecke des Zimmers das breite, kurze Bett, auf dem statt der Decke der Schafspelz der Greisin lag. Sie schob die rußigen Töpfe beiseite und machte so die eine Ecke des Tisches frei, auf den sie zwei Gläser stellte, die aus grünlichem Glase bestanden.

„Ich besitze aber keinen Korkenzieher“, sagte die Bobrowa, der das Wasser im Munde zusammenlief beim Anblicke der Flasche.

„O, das tut nichts, ich werde ihn entbehren können.“

Krotkin zog das Stilett hervor.

„So wird es auch gehen“, sagte er, „Euer Neffe hat mir das Ding geschenkt. Erkennt Ihr es?“

Er hielt der Alten die Waffe hin.

„Ja, ja“, sagte sie. „Grigori hatte dieses dreikantige Messer einmal bei sich, als er mich besuchte.“

„Wann war das?“

„O, das ist schon längere Zeit her“, entgegnete die Greisin. „Es war noch im Winter, damals war er Verwalter in Latwilischki. Mein Neffe hatte in L. zu tun, er mußte Geld für seinen Herrn besorgen und besuchte mich bei der Gelegenheit. — Und denkt Euch, er brauchte das Messer, wie Ihr, zum Entkorken einer Flasche Otschitschina,*) die er mitbrachte. Mir gefiel das hübsche, scharfe Ding sehr und ich bat Grigori, es mir zu schenken, aber er weigerte sich und meinte, er werde es selbst einmal brauchen können.“

Der Geheimpolizist hatte Mühe, einen Ausruf der Freude zu unterdrücken. Er goß der schwatzhaften Alten immer wieder das Glas voll, das sie wohlgefällig schmatzend leerte.

„Das tut wohl“, lallte sie schon halb betrunken, die Arme auf den Tisch gestützt, sich mit den Händen in den unordentlichen, weißen Haaren krauend.

„Hat Euer Neffe Euch denn gar kein Geschenk für Eure Gastfreundschaft gemacht?“ fragte Krotkin, „oder zur Aufbewahrung?“

„Ja, Euch will ich es sagen“, raunte der zahnlose Mund, „aber Ihr dürft es ja nicht weiter erzählen, verspricht es mir bei allen Heiligen, der Grigori wäre auf mich wütend, wenn er es erfährt, daß ich geplaudert habe.“

Mit ernstem Gesichte gab der Polizist die feierliche Versicherung, zu schweigen. Er war aufs höchste gespannt. In seinem Hirn kreuzten sich blitzschnell die Gedanken.

„Tischnofski hat gewiß nicht die Uhr mit ins Krankenhaus genommen“, so folgerte Krotkin scharfsichtig, „es hätte ihn auch kompromittieren können. Es wäre aber möglich, daß er die Uhr der Tante zur Aufbewahrung gegeben hat. Halte ich noch diesen Beweis in Händen, so ist alles gewonnen, und ich kann den Schurken gefangen nehmen lassen.“

Nadeschda Simonowna humpelte zu ihrem Bette, und zog unter dem Strohsacke ein schmutziges, buntes Baumwolltuch hervor. Sie knüpfte es mühsam mit den von der Gicht gekrümmten Fingern auf. Ungeduldig sah der Geheimpolizist zu, aber er tat gleichgültig und füllte abermals das Glas der alten Frau.

„Trinkt, trinkt Mütterchen“, ermahnte er.

*) Otschitschina — Kornbranntwein.

Sie stürzte den schweren, roten Portwein hinunter. Ihre Augen bekamen einen verglasten Schimmer, sie kicherte vergnügt.

„Hier, das gab mir der Grigori zur Aufbewahrung“, sagte sie.

Krotkin zitterte vor Freude.

Es war die stählerne Uhr. Sie trug das Monogramm des Ermordeten, ein R und ein S, darüber eine fünfzinkige Krone. Der elfenbeinerne Totenkopf hing daran.

„Erlaubt, daß ich mir die Uhr etwas ansehe“, sagte er höflich.

Nadeschda Simonowna reichte sie ihm arglos.

„Wollt Ihr sie mir nicht verkaufen, Mütterchen?“

„Wie kann ich das, da mein Neffe sie mir anvertraut hat“, sagte die Bobrowa, plötzlich ängstlich werdend.

„Ich gebe Euch zwanzig Rubel.“

Krotkin legte zwei Goldstücke auf den Tisch.

Die Greisin schüttelte den Kopf.

„Hier noch ein Goldstück.“

Die Augen der habgierigen Alten funkelten. Sie blickte starr auf den Ring am Finger des Geheimpolizisten.

„Nein, nein“ stöhnte sie, „führt mich nicht in Versuchung, Arkadij Mascimowitsch, ich fürchte mich vor Grigori. Wenn er aus dem Krankenhaus entlassen wird, wollte er mich wieder besuchen. Er wird dann nach der Uhr fragen und —“

„Und Ihr könnt ihm sagen, daß Ihr einen Käufer für das ziemlich wertlose Ding fandet. Hier gebt ihm diese hundert Rubel.“

Klirrend fielen die Goldstücke auf den Tisch.

„Und für Euch ist dieser Ring, Mütterchen, er soll Euch gehören, wenn Ihr in den Handel einwilligt. Ich habe mich nun einmal darauf erpicht, in den Besitz dieser Uhr zu kommen.“

Der letzte Tropfen in der Flasche war ausgetrunken, die Bobrowa war jetzt fast ganz beginnungslos.

„Gut — gut — da habt Ihr das Eigentum Grigoris, er — kann mir — mir danken für — für den schönen — Handel.“

„Da ist der Ring.“

Krotkin schob das von der Greisin bewunderte Schmuckstück auf ihre welken, braunen Finger.

„Sie hält für echte Steine, was nur Simili ist“, dachte er schadenfroh. „Mag sie in dem Glauben bleiben, mir ist's einerlei.“

Nadeschda Simonowna liebäugelte mit ihrem Ringe.

„Ich muß jetzt gehen, Mütterchen, lebt wohl“, sagte der Gast der Alten und erhob sich von der Bank.

„Die — Heiligen — mögen euch geleiten — ge — lei — ten.“

Mehr konnte die Betrunkene nicht sprechen. Ihr Kopf sank auf den Tisch, sie schlief ein.

„Das ist ja über alles Erwarten gut gegangen“, schmunzelte der schlaue Detektiv. „Nun schnell nach L. Hoffentlich ist der Halunke, der Tischnowski, noch im Krankenhaus. Simon Iwanowitsch Mesttutschew wird mit mir recht zufrieden sein.“

Krotkin bestieg sein Wägelchen und fuhr zur nächsten Eisenbahnstation. Dort nahm er den Zug nach L. und erreichte den Ort gegen Abend. Er suchte sofort den Oberarzt des Krankenhauses auf und hatte eine lange Unterredung mit ihm, in welcher der Detektiv dem Hochaufstrebenden alles erzählte.

„Der Patient, von dem Sie sprechen, sollte morgen entlassen werden“, versetzte der Oberarzt, „er ist sehr krank gewesen. Als er zu mir kam, hatte er eine recht bedeutende Wunde an der Stirne, die,

wie ich glaubte, von einem spitzen Steine herrührte. Er heißt aber nicht Tischnowski, sondern Raklinski. Er muß die Wunde vernachlässigt haben, da kam die Rose hinzu.“

„Sie erlauben wohl, daß ich mich auf kurze Zeit entferne“, bemerkte Krotkin, „ich muß die Polizei benachrichtigen und Hilfe requirieren. Bis dahin hüten Sie mir gefälligst meinen Gefangenen; es muß Tischnowski sein, der andere Name ist falsch.“

„Keine Sorge, ich hafte Ihnen für den Schuft.“

Nach kurzer Zeit war Krotkin in Begleitung zweier Polizeibeamten zur Stelle. Der Oberarzt führte sie in ein Zimmer, in dem drei Betten standen. Tischnowski schlief schon.

„Hedat! Stehen Sie auf!“ rief ihm der eine der Polizisten zu und schüttelte den Missetäter am Arme.

Der Mörder Romans fuhr auf. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er voller Entsetzen um sich.

„Was — was soll das heißen?“ stotterte er mit bleichen Lippen.

„Sie sind verhaftet als derjenige, der Roman Romanowitsch Swerjew am 10. April ermordet hat“, sagte der Geheimpolizist mit furchtbarem Ernste.

Tischnowski sprang aus dem Bette, er wollte fliehen. Doch da packten ihn kräftige Arme, und er wurde, nachdem er sich angekleidet, in Ketten gelegt und fortgeführt. — —

Und wieder füllte sich der Saal des Bezirksgerichtes in K. mit einer hundertköpfigen Menge, die erregt auf das Urteil des Verbrechers lauschte. Mesttutschew war gekommen und auch Arbutins, Olga und Soltjakows wohnten der Verhandlung bei.

Zuerst leugnete Tischnowski alles. Als ihm aber Beweis auf Beweis aufgeführt wurde, begann seine künstliche Ruhe einer fieberhaften Aufregung zu weichen. Man hatte sein Haar mit dem in der Hand des Ermordeten mikroskopisch verglichen, diesmal war auch die Stärke genau dieselbe.

Endlich bekannte Grigori Gefimowitsch sich schuldig.

Tischnowskis Aussage lautete wie folgt:

„Am 10. April reiste ich von der Stadt Laska, die sieben Stunden von Latwilischki entfernt liegt, in meine alte Gegend, wo ich bei Roman Romanowitsch Verwalter war. Ich hatte in Vernowka Geld zu bekommen; außerdem trieb mich noch ein anderer Beweggrund her. Seitdem Swerjew mich zum Danke für alle meine Dienste geprügelt hatte, lebte ein wütender Haß gegen ihn in meinem Herzen. Ich wollte ihn noch einmal sehen, um ihn womöglich die Schläge heimzuzahlen; der Gedanke, ihn zu ermorden, lag mir damals noch fern. Ich hatte erfahren, daß Roman Romanowitsch mich bei allen Nachbarn als Dieb und Betrüger verleumdet hatte; diese Anschuldigung wollte ich ihm ins Gesicht schleudern. Ich kam spät auf der Station an, und ich entschloß mich, den Weg nach Vernowka zu Fuß zurückzulegen. Dazu mußte ich durch den Wald von Blagotir. Ich kannte jeden Baum, jeden Pfad von früher her, als Swerjew das Gut besaß. In der Nähe des Schwarzen Teiches glaubte ich, Stimmen zu hören. Langsam pürschte ich mich näher. Als ich das unheimliche Wasser im Mondlichte schimmern sah, hörte ich den Galopp eines Pferdes und erkannte in dem Reiter Ilja Georgewitsch. Was mochte er um diese Stunde hier zu tun haben? Mit wem hatte er gesprochen? Vorsichtig lauschte und spähte ich.

Plötzlich pochte mir das Herz wie rasend.

Ich hatte Roman Romanowitsch erkannt.

Er stand, wie tief in Gedanken versunken da und starrte in das Wasser. Ich regte kein Glied. Alles frohlockte in mir. Günstiger hätte ich mein Vorhaben nicht ausführen können; ich hielt den Kerl in

meinen Händen. In der Ferne verhallte der Hufschlag des Pferdes.

Swerjew schien endlich aus seinem Grübeln zu erwachen. Er mußte, um nach Latwilischki zu gelangen, den Schwarzen Teich umgehen, der sich in runder Form dahinzog. Sprungbereit lauerte ich im Gebüsch. —

Wie der Tiger auf seine Beute, so stürzte ich mich auf ihn; ich packte ihn an der Brust.

„Hund, elender, jetzt sollst du deine Strafe haben!“ rief ich in rasender Wut und schüttelte ihn.

„Laß mich los, Grigori,“ versetzte der Angegriffene röchelnd.

Nun begann ein wortloses Ringen, Brust an Brust.

Wir waren ungefähr von derselben Stärke.

Ich fühlte, wie meine Muskeln sich strafften; wie Blut schwamm es mir vor den Augen.

Endlich riß sich Swerjew los. Keuchend standen wir uns gegenüber.

„Ich werde dich anzeigen!“ rief Roman Romanowitsch, „wie ein Räuber überfällst du mich hier mitten im Walde.“

„Sie haben mir meine Ehre genommen durch Ihre nichtswürdigen Verleumdungen!“ schrie ich außer mir.

„Sie waren keine Verleumdungen, sie beruhten auf Wahrheit,“ antwortete Swerjew.

„Sie haben mich wie einen Hund geschlagen und mißhandelt. Glauben Sie, daß Menschen, die Ihnen dienen, das so ruhig hinnehmen werden? Die Zeiten der Leibeigenschaft sind gewesen.“

„Schade,“ versetzte Swerjew mit kaltem Spotte. „du hättest sonst die Knute verdient.“

Diese Worte entfachten meine Wut von neuem.

In der Ferne hörte ich das Rollen von Rädern. Es mußte jemand noch so spät durch den Wald fahren. Wenn Swerjew jetzt um Hilfe schrie, mußte ich fliehen. Ich sprang auf ihn zu. Wie eiserne Klammern umschlossen meine Finger seinen Hals.

Noch einmal riß er sich los.

Er bückte sich und hob etwas auf, einen Stein.

„Ich verspreche dir fünfhundert Rubel, wenn du gehst,“ sagte Roman Romanowitsch mit halberstickter Stimme.

„Lump, du hast keinen Kopeken.“

Ich duzte ihn ebenfalls.

„Ich schwöre dir, daß ich morgen im Besitze des Geldes bin.“

„Ich glaube dir nicht, Hallunke.“

Swerjew wollte fliehen, aber ich erwischte ihn noch beizeiten. Da wendete er sich um und holte aus; etwas Spitzes traf meine Stirne. Der rasende Schmerz erpreßte mir einen Wehlaut.

Das Blut lief mir übers Gesicht.

Da wußte ich nicht mehr, was ich tat.

Ich griff nach der Waffe, die ich auf der Bärenjagd in Rosmarischew gefunden. Mit wuchtigem Griff traf das Stilett das Herz meines Feindes. Er schrie auf — dann stürzte er zu Boden. Ich durchsuchte seine Taschen. Sie waren leer, nur die Uhr Swerjews nahm ich an mich. Dann schleifte ich den Körper zum Wasser und warf ihn hinein.

Bei diesen letzten Ringen krallten sich die Finger meines Opfers in meine Haare und rissen daran. So kam es, daß man einen Büschel davon in der starren Hand Swerjews fand.

Das Rollen der Räder hatte aufgehört.

Jetzt vernahm ich, wie ein Wagen so schnell wie möglich davon jagte.

Wer mochte uns belauscht haben?

War es ein zufällig Vorüberfahrender, der den Todesschrei Swerjews vernommen hatte?

Ich wußte, daß der Aberglaube der Bauern schauerliche Geschichten über den Schwarzen

Teich erzählte. Schon früher, vor vielen Jahren, soll dort ein Mord verübt worden sein.

Ich trocknete das Blut von meiner Stirne und wusch mir das Gesicht mit einem Fetzen meines Taschentuches. Dann schlang ich ein zweites Tuch als notdürftigen Verband um die Wunde, die heftig schmerzte.

Was nun?

Das Fürchterliche meiner Tat wurde mir erst jetzt klar. Ich hatte ein Menschenleben auf dem Gewissen.

Wenn es herauskam, war ich verloren.

Ich eilte ziellos durch den Wald. Wieviele Werst ich gegangen war, wußte ich nicht. Der Tag begann zu grauen. Ich erwachte aus meiner seelischen Betäubung, ich rüttelte mich auf. Im Zwiellichte erkannte ich die Gegend. Ich war in der Nähe der Eisenbahnstation Wischnogradki, die von Latwilischki mehrere Meilen entfernt ist. Der Pfiff einer Lokomotive tönte durch die Stille des jungen Tages. Ich hatte mich also nicht geirrt, es war der Güterzug, der von Wischnogradki abging. Eine Viertelstunde später war der Personenzug auf der Station, um nach kurzem Stillstande weiterzufahren. Ich sagte mir, daß ich mit ihm fort mußte — um jeden Preis. Und ich begann zu laufen, als gälte es das Leben. Als ich die Station erreichte, war es die höchste Zeit; der Billetschalter sollte eben geschlossen werden. Mit Mühe und Not erhielt ich noch eine Fahrkarte bis L. Mein Geld reichte nur bis dorthin.

Es war mittlerweile schon heller Tag geworden.

Der Stationsvorsteher stand auf dem Perron. Es schien mir, als ob er mich scharf fixierte. Er mußte bemerkt haben, daß ich in höchster Eile hergelaufen kam. Außer mir waren nur einige Reisende da. Ich zog die Uhr, die ich Roman Romanowitsch geraubt hatte, und verglich sie mit der am Bahnhofsgebäude. Es war halb fünf.

„So steigen Sie doch ein, der Zug wird nicht auf Sie warten!“ rief mir der Vorsteher der Station zu.

Das Zeichen der Abfahrt ertönte gleich, nachdem ich in mein Coupé dritter Klasse hineingesprungen war. Die Wunde an meiner Stirn fing an, heftig zu schmerzen. Ich fürchtete, daß man mich in der Stadt als verdächtige Persönlichkeit erkennen werde. Was sollte ich auch dort? Wer würde mich pflegen? War es nicht besser, mich irgendwo zu verstecken, bis ich gesund war und die erste Aufregung über den Mord sich etwas gelegt hatte. Aber vielleicht entdeckte man die Leiche erst nach längerer Zeit, vielleicht gar nicht.

Immer heftiger wurden die Schmerzen.

Ich beschloß, in der Nähe des Dorfes Matutschka auszusteigen. Dort lebte eine alte Tante von mir, die Bäuerin Nadeschda Simonowna Bobrowa. Abgelegener war der stille Ort, den ich zuletzt vor einigen Monaten besucht hatte. In L. hielt der Zug; ich verließ ihn und schleppte mich bis zur Hütte meiner Tante. Ich bat sie, mich aufzunehmen und sagte ihr, daß ich bei einer Prügelei eins über die Stirne gekriegt hätte. Die Alte gab mir ihr Bett ab, dokterte an mir herum, kochte mir Tee und schnierte ein Pflaster auf die Wunde. Ich fieberte und die Rose schlug hinzu. Ich zitterte für mein elendes Leben. Die Furcht vor dem Tode bewog mich, auf das Zureden der Bobrowa hin, in das Krankenhaus nach L. unter falschem Namen zu gehen. Dort lag ich lange krank. Ich gab, ehe ich Matutschka verließ, meiner Tante die Uhr zur Aufbewahrung. L. liegt von Latwilischki weit entfernt. Niemand schöpfte gegen mich Argwohn. Es gibt ja viele Menschen, die meinen Familiennamen führen, aber ich brauch-

te dennoch die Vorsicht, mich Maseim Konstantinowitsch Raklinski zu nennen.

Alles übrige ist bekannt. Am Tage vor meiner Entlassung aus dem Krankenhause wurde ich verhaftet.

Tischnofski schwieg und stierte düster vor sich hin.

Er hoffte auf Milderung seines Urteils.

Es lautete auf Deportation nach Sibirien und Zwangsarbeit auf zehn Jahre; später auf Ansiedlung im Tomkschen Gouvernement auf lebenslänglich.

Als Tischnofski es hörte, knickte er zusammen. Dann blitzte es aber in seinen Augen auf.

„Ihr sollt mich doch nicht haben“, dachte er verbissen.

Am anderen Morgen fand man ihn in seinem Kerker erhängt. Er hatte dazu einen Haken an der Wand und seine Hosenträger benutzt.

11. Kapitel.

Es ist ein Tag Mitte August, der Hochzeitstag Soltjakows und Olgas. Vier Wochen vorher sind Boris und Daisy ein glückliches Paar geworden. Heute geleiteten sie die Eltern zum Altare.

„Du kommst mir gar nicht wie eine Stiefmutter vor“, sagte die reizende junge Fürstin zu Olga, „ich liebe dich wie meine Schwester.“

„So soll es auch immer zwischen uns bleiben, mein Seelchen“, entgegnete Iljas Braut glücklich.

„Du mußt meinen goldenen Papa recht glücklich machen, du weißt gar nicht, wie gut er ist“, bittet Daisy.

Soltjakow kommt bei diesen Worten seines Kindes dazu.

„Idealisiere mich nicht“, sagte er lächelnd, „ich habe es sonst zu schwer, Olga nicht zu enttäuschen.“

Ilja ist im letzten Jahre gealtert. Sein Haar ist fast weiß geworden, aber ein friedlicher Ausdruck liegt auf seinen edlen Zügen, der Ausdruck eines Menschen, der endlich innerlich zur Ruhe gekommen ist.

„Ich will Leid und Freud' mit dir teilen“, flüstert Soltjakows Braut, sich fest an seine hohe Gestalt schmiegend, „dein Volk ist mein Volk, wo du hingehst, folge ich dir in treuer Liebe.“

Bewegt blickte Ilja in die Augen der geliebten Frau.

„So sei es“, spricht er bewegt.

Eine Stunde später ist Olga in das bräutliche Gewand gehüllt. Die schwere, weiße Seide fließt in weichen Falten an ihr nieder und der Kranz von Orangenblüten hält den gestickten Schleier.

In stummer Andacht kniet sie vor dem Heiligenbilde in der Ecke. Sie findet keine Worte, ihre Seele beugt sich im Staube vor dem Lenker der menschlichen Geschicke.

Die Hochzeit wird auf Wunsch des fürstlichen Paares in Datnofka gefeiert; nur Nekrassows und einige Nachbarn sind eingeladen. Mestutschew ist aus Petersburg gekommen, um seine Rolle als Brautvater zu übernehmen. Er fühlt herzliche Freundschaft für Ilja und das schöne Mädchen, das heute sein Weib wird. Die Glocken der Schloßkirche rufen zur Feier. —

Nun sind Soltjakow und Olga als Mann und Frau verbunden; ihr höchster Wunsch ist erfüllt. —

Es herrscht eine gehobene Feststimmung an der Hochzeitstafel; alle Anwesenden überbieten sich in froher Laune.

Daisys liebliches Gesicht strahlt, wenn sie die beiden lieben Menschen ansieht; die Neuvermählten sitzen ihr gegenüber.

„Ich werde noch ganz eiferstüchtig werden“, sagt

ihr junger Gatte leise und zupft sie am Ärmel ihres Kleides.

„Borja, sei nicht albern, du bist mir doch der Liebste“, entgegnet die junge Frau. —

Ilja und Olga treten noch heute ihre Hochzeitsreise an. Sie gehen zuerst nach Wien, denn Soltjakow sehnt sich danach, am Grabe seiner ersten Gattin ein stilles Gebet zu sprechen. Der Stachel der Vergangenheit ist durch das Glück der Gegenwart verschwunden.

„Väterchen, du liebes“, sagt Daisy kurz vor dem Aufbruche der Neuvermählten, „behalte mich immer so lieb wie bisher. Siehst du, ich bin jetzt die glückliche Frau meines Borja, aber der Platz, der dir gehört, ist heilig, der ist dein für alle Zeit.“

„Und ebenso ist es bei mir der Fall“, entgegnete Soltjakow innig, „Gottes Segen über dich, du mein Kleinod, mein Seelchen.“

Sie umarmten sich lange und innig.

Nun haben Ilja und Olga von allen Abschied genommen.

Sie fahren zur Station.

Stumm sitzen sie nebeneinander, Hand in Hand, sie finden keine Worte; ihr Glück überwältigt sie fast.

Der Abend sinkt; schon blitzt hin und wieder ein Stern am Himmel. Da legt Ilja den Arm um sein bräutliches Weib.

„Du mein guter Engel“, sagt er tief bewegt, „Gott mache uns würdig des großen Glückes, das wir uns eroberten. Durch Kampf und Stürme hat der Allmächtige uns geleitet, damit wir geläutert werden. Laß uns danach trachten, Tränen zu trocknen, Wunden zu heilen, unseren Mitmenschen in Not und Sorge zur Seite zu stehen, und es so zu verdienen suchen, was wir dem Höchsten verdanken.“

„Ja, so soll es sein!“

Olga ruft es hingerissen, und beide fühlen, daß es ihnen mit diesem Versprechen ernst ist.



Gesundheitspflege

Tabak und Influenza. Ein Leser der „Frkt. Ztg.“ schreibt zu der „Notiz „Tabak als Schutzmittel gegen die Cholera“: Nicht nur gegen Cholera, sondern auch gegen Influenza scheint der Tabak ein Gegengift zu sein. Vor Jahren, als die Influenza zum erstenmal in so starkem Umfange auftrat, daß ganze Familien daran erkrankten, hatte ich in meinem Roh-tabaklager, wo neuer Tabak fermentiert wurde, eine Anzahl von Arbeitern beschäftigt, und von diesen Arbeitern ist kein einziger an Influenza erkrankt, während meine anderen Arbeiter, die nicht direkt mit Tabak zu tun hatten, der Krankheit nicht entgingen. Der gärende Roh-tabak entwickelt Dämpfe, denen die damit hantierenden Arbeiter mehr oder weniger ausgesetzt sind. Ich kann es nur dem Einfluß dieser Fermentationsdämpfe zuschreiben, daß die Tabakarbeiter in dieser Zeit auffallenderweise von der Influenza verschont blieben.

Durstkuren bei Bronchialleiden. In der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ empfiehlt Dr. Gustav Singer die Anwendung von Durstkuren bei chronischen Erkrankungen der Bronchien. Es soll dadurch die Menge des Bronchialsekrets reduziert werden. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Fälle von Luftröhren-Erweiterung, -Schleimfluß und -Fäule. Das Verfahren ist ungefähr folgendes: Der Kranke beginnt mit ein bis drei Dursttagen,

an denen er insgesamt 400 bis 200 cem Flüssigkeit erhält; diese kann auf Wasser, Milch, Suppe verteilt werden. Nach dem Vorschlage Kadners werden in der Regel 200 bis 300 gr Weißwein gereicht, der verteilt am Tage eingenommen wird; bei starkem Durst erhält der Patient Zitronenscheiben oder ein bis zwei Orangen. Der dritte oder vierte Tag ist dann ein Trinktag, an dem insgesamt 1200 bis 2000 cem Flüssigkeit geboten werden. Die ganze Kur dauert mit zwei Trinktagen in der Woche gewöhnlich vier bis sechs Wochen. Die Harnmenge geht natürlich anfangs herunter, beträgt aber bald etwa täglich 600 gr und steigt beim Nachlassen der Kur rasch an. Das Verfahren ist keineswegs sehr eingreifend, da zweimal wöchentlich recht ausgiebig Flüssigkeit zugeführt wird. Ausnahmsweise kann man zur Linderung des Durstgefühls ein paar Tropfen einer schwachen Eucainlösung, Anästhesin oder etwas Opium geben, eine Methode, die Dr. F. Bruck, wie er in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ mitteilt, mit gutem Erfolge zur Bekämpfung des Durstgefühls bei der absoluten Mastdarm-Ernährung schon lange geübt hat. Im übrigen ist eine reichliche gemischte Ernährung notwendig; wobei auch in den Gemüsen, im Obst, in den Kompotten genügend Flüssigkeit eingeführt wird. Selbstverständlich müssen von diesem Verfahren ausgeschlossen werden: körperlich heruntergekommene Personen, Nierenkranke und Tuberkuloseverdächtige. Der Erfolg solcher Durstkuren zeigte sich rasch und regelmäßig, besonders an den Fällen mit fauligem Sputum: es tritt ziemlich rasch eine Aenderung in dem Charakter des Auswurfs ein, der die eitrige Beschaffenheit verliert und schleim-eitrig, zuletzt fast rein schleimig wird.

Für Küche und Haus

Gedünstete Kalbsschulter. Ein provenzalisches Gericht. Für sechs Personen: Ein Kilogramm Kalbsschulter, zwei Zwiebeln, drei Pfefferoni, vier Tomaten, eine Zehe Knoblauch und Petersilie. Zubereitung: In eine Kasserole wird ein Deziliter Oel gegossen und heiß gemacht, dann wird die in Stücke geschnittene Kalbsschulter hineingelegt, die man rötlich braun werden läßt. Sie wird gesalzen, gepfeffert, mit fünf Dekagramm Mehl gestäubt, mit einem halben Liter Weißwein und einem Schöpflöffel Tomatensauce begossen. Ist das geschehen, so gießt man nach Erfordernis noch mit Suppe oder Wasser auf und läßt das Fleisch eine volle Stunde dünsten. Mittlerweile hackt man die Zwiebeln, läßt sie in einer Pfanne in sehr gutem Oel anlaufen, schüttet die stiftelig geschnittenen Pfefferoni und die fein gehackten Tomaten, den gewiegten Knoblauch und die Petersilie dazu. Sobald das alles fest eingeröstet ist, wird es in die Fleischkasserole geleert, in der die Schulter weiterdünstet, bis sie ganz weich ist. Dann wird der Saft davon passiert, aufgekocht und wieder über das Kalberne gegossen. Das Gericht führt den Namen Sauté de veau méridional, kommt also gleich allen guten Sachen — wie Daudet behauptet hat — aus dem Süden.

Mit Käsesauce gebackener Blumenkohl. Der Blumenkohl wird nach sorgfältigem Putzen eine Stunde, mit den Rosen nach unten, in kaltes, mit etwas Salz oder Essig gemischtes Wasser gelegt, damit das etwa in den feinen Verästelungen sitzende Gewürm herausfällt, dann abgetropft und in schwach gesalzenem Wasser fast gar, aber nicht zu weich gekocht. Dann läßt man ihn wieder abtrop-

fen und stellt ihn aufrecht in eine mit Butter ausgestrichene feuerfeste Form oder Schüssel. Inzwischen hat man folgende Sauce bereitet: Man dämpft zwei mittelgroße, in kleine Würfel geschnittene Zwiebeln in Butter weich, fügt 2—3 Eßlöffel Mehl hinzu, röstet alles hellgelb und verkocht diese Einbrenne mit 1 Pint unter stetem Rühren langsam dazu gefüllter Milch. Man würzt diese dickliche Sauce mit Salz, etwas feinem weißen Pfeffer, etwas geriebener Muskatnuß, einer Spur Zucker und 3 bis 3,5 Eßlöffel geriebenem Parmesankäse und streicht die Sauce durch ein Sieb. Dann füllt man sie so auf den Blumenkohl, daß sie darauf haftet und nicht hinunterfließt, bestreut die Oberfläche mit geriebenem Käse und geriebener Semmel, träufelt ganz wenig zerlassene Butter darauf und läßt den Blumenkohl im Ofen goldbraun backen. Das Gericht wird in der Backschüssel serviert.

Erdäpfelauflauf. 25 Dek. Zucker werden mit 3 Dottern und einem ganzen Ei eine halbe Stunde lang gerührt und dann kommen 28 Dek. geriebene, tagsvorher gekochte Kartoffel dazu, zum Schlusse von 3 Eiweiß der Schnee. In einer mit Schmalz und Mehl ausgeschmierten Form 1 Stunde bei mäßiger Hitze langsam backen. Mit Zucker bestreuen und mit Kompott oder Marmelade servieren.

Vermischtes

Schwere Folgen eines zu engen Stehkragens. Ueber einen merkwürdigen, bisher noch niemals beobachteten Fall berichtet Kreisassistentenarzt Dr. Wachters in Neumark. Ein 31 jähriger Mann, der wegen Knöchelbruch im Krankenhaus sich befand und kurz vor der Entlassung stand, war eines Tages nach dem Mittagessen von einem Boten bewußtlos auf dem Sofa sitzend, mit vornübergebeugtem Kopfe, blauschwarzem geschwelltem Gesichte und blutender Nase gefunden worden. Der herbeigeholte Arzt stellte flatternden Puls, Blutungen unter der Haut und der Augenbindehaut fest, brachte aber den Patienten nach Lösung der beengenden Kleidungsstücke und Anwendung entsprechender Mittel wieder zu sich. Man nahm als Ursache des schweren Unfalls an, daß es sich um zufällige Erwürgung durch einen zu engen Stehkragen gehandelt habe, wobei durch das beim Einschlafen zustande kommende Vornüberfallen des Kopfes der Druck des Kragenrandes auf die großen Gefäße und Nervenstränge des Halses in vermehrter Weise herbeigeführt wurde.

Aus der Zeit des Wiener Schusterbuben plaudert im Märzheft von Velhagen u. Klasing's Monatsheften ein alter Wiener und erinnert daran, daß der Wiener Volkshumor in seiner einstigen Fassung zwei Typen gehabt hat, den Fiaker und den Schusterbuben. Der mit der Zunge gleich behend wie mit der Peitsche dreinschualzende Fiaker, dessen Späße aber keineswegs wie Peitschenhiebe trafen, sondern nur mutwillig in die Luft hineinknallten, war der harmlosere von beiden; er vertrat sozusagen die mildere Tonart, hielt sich an die kleineren Dinge des Alltagslebens, an das, was ihn selbst anging und ihn bei „Führischießen“ in den Wurf kam — die hohe Obrigkeit ließ er gerne ungeschoren. Ganz anders der Schusterbub! Eine Weile nach dem unglücklichen Kriege von 1866 stolzierte ein hoher Offizier mit der ganzen unverringerten Grandezza des militärischen Rangbewußtseins über die Straße — und ihm fliegt der freche Schusterbubenwitz nach: „Der bild't si' a ein, daß er allein Königgrätz verloren hat.“ Zu Beginn der

fünfziger Jahre, als in Wien noch der Belagerungszustand herrschte und die neuformierte Gendarmerie mit der bis dahin den Wienern fremd gewesenen Pickelhaube und aufgepflanzten Bajonetten am helllichten Tage mitten unter den Spaziergängern des Grabenkorsos und des Stefansplatzes herumpatrouillierte, wie wenn es gälte, die bedrohte Sicherheit vor äußeren Gefahren zu schützen, und zwar immer paarweise, als wäre der einzige Gendarm in der friedlichen Menge seines Lebens nicht sicher gewesen, da ist der Schusterjunge mit der Bissigkeit bei der Hand: „Wenn man nur wüßte, wer von den zwa's Mandl und wer's Weibl is?“ Von solcher Art war der Wiener Schusterbubenwitz, der nicht mehr an das Ohr des lebenden Geschlechts klingt. Die Figur des ehemaligen Schusterjungen ist längst ausgestorben, die köstlich naseweise, hemdärmelige Range mit den „Schlapsen“ an den nackten Füßen und den über die Schulter geschlungenen, nach vor und nach hinten schlenkernden neuen Stiefeln, die er zum Kunden trägt, dieses windige, dünnleibige „kritische Organ der öffentlichen Meinung“ ist vollständig aus dem Wiener Straßenbilde verschwunden. Aber wenn er auch in der Wirklichkeit nicht mehr existiert, in der Erinnerung lebt er fort als ein klassischer Zeuge der durch ihn allein schon erweisbaren Tatsache, daß Altwien denn doch nicht gar in so erschlaffender Gemüthlichkeit dahinvegetierte, sondern daß es auch seine Revolution von 48 gehabt hat, denn jene stürmische Zeit hat den Schusterbuben geboren.

Gesucht: Ein Dauerpfeifer! In einer grossen Tageszeitung Londons erschien vor einigen Wochen folgende Anzeige: „Ein Invalide sucht einen Mann, der den ganzen Tag in St. James' Street pfeift; gute Lungen Bedingung, gute Bezahlung zugesichert.“ Ob der Invalide diesen Mann gefunden hat, kann nicht gesagt werden, wohl aber haben die Londoner Zeitungen herausgebracht, wozu der Invalide den Dauerpfeifer anstellen wollte: er ist ein geschworener Feind des Lärmes und will nun den Teufel mit Beelzebub austreiben. Gesetzliche Bestimmungen gegen den Lärm gibt es in London nämlich nicht; wer eine Droschke oder ein Automobil zu benützen wünscht, pfeift, und in jedem Hause hat man eine lauttönende Pfeife eigens zu diesem Zweck. Allerdings gibt es Polizeibestimmungen, die das „Hervorbringen ruhestörenden Lärms im Bereiche gewisser Institute“ verbieten; außerdem können die Schutzleute die Störenfriede auf der Straße zum Weitergehen zwingen. Das Dauerpfeifen kann aber nur verhindert werden, falls es einen Menschenauflauf oder eine sonstige Verkehrsstörung im Gefolge hat.

Jagdabenteuer auf Spitzbergen. Spitzbergen ist für Freunde der Renntierjagd eines der besten Jagdgebiete, man kann hier aber, wenn man einmal in einen dichten Nebel hineingerät, die merkwürdigsten Abenteuer erleben. „An einem schönen Augusttage,“ so erzählt ein Jäger im „Cacciatore Italiano“, „befanden wir uns auf einer großen, mit Schnee bedeckten Ebene, die eine der besten Weideplätze Spitzbergens ist. Vom Gipfel eines isoliert stehenden kleinen Hügels aus erforschten wir aufmerksam den Horizont. Meine Begleiter, Seeleute, entdeckten bald zwei kleine Punkte, die sich vorwärts bewegen. Es sind Renntiere, und wir spielen „Felsenstein“, das heißt wir bleiben, dicht aneinandergelehnt, unbeweglich stehen, so daß wir wie eine Felsmasse aussehen. Die Renntiere haben kaum unsere schwarze Masse erspäht, als sie auch schon auf uns lossteuern. Diese Tiere sind nämlich außerordentlich neugierig und nähern sich auch dem Menschen, um das merkwürdige Wesen, das sich

ihren Augen zeigt, genau zu betrachten. Als die Renntiere etwa hundert Meter von uns entfernt sind, eröffnen wir das Feuer und strecken sie nieder; dann rücken wir weiter vor. Plötzlich umgibt der Nebel die Sonne mit einem kalten Schleier, und durch diesen Nebelschleier hindurch sehen wir eine plumpe Masse. Ein Bär! In einem Nu sind die Gewehre wieder geladen, aber das Tier, das offenbar gut aufgepaßt hat, zieht sich mit großen Sprüngen, die für einen Bären ein bißchen ungewöhnlich sind, zurück. In diesem Augenblick zerreißt ein leichter Wind ein wenig den Nebelschleier, und aus dem Bären ist ein Renntier geworden. Sind wir vielleicht in einem verzauberten Lande? Das Tier ist auf Schußweite und wir geben Feuer; aber während wir auf ein Renntier gezielt hatten, fällt uns zu Tode getroffen eine große Möwe vor die Füße. In den Polargegenden bringt der Nebel sehr oft optische Täuschungen dieser Art hervor: der aus dem Wasser emporstauchende Kopf eines schwimmenden Seehundes erscheint als gebirgige Insel, und ein weißer Stein macht oft den Eindruck einer endlosen Schneefläche.“

Der verschollene Erbe. Schmerzliche Erinnerungen an das vor sieben Jahren erfolgte spurlose Verschwinden des 24jährigen Fritz Kersten, des Sohnes des vor anderthalb Jahren verstorbenen, in weiten Kreisen bekannten früheren Engroschlächtermeisters und späteren Direktors der Berliner Häute-Verwertung G. m. b. H. in Lichtenberg, erweckt der Tod der Frau Kersten, die ebenso wie ihr Gatte vom Gram über den Verlust des nach jeder Richtung vorzüglich entwickelten Sohnes, ihres einzigen Kindes, verzehrt wurde. Fritz Kersten war nach absolviertem Gymnasium bei seinem Vater in die Lehre getreten und hatte später das Geschäft des Vaters übernommen. Aber die geschäftliche Tätigkeit befriedigte den jungen Mann nicht, denn er äußerte öfters die Absicht, nach Brasilien auszuwandern, um dort große Kaffeeplantagen zu erwerben, mit denen er rasch Millionen zu verdienen hoffte. Da plötzlich im Jahre 1905, zwei Tage vor einer in der Familie stattfindenden Hochzeitsfeier, fand Frau Kersten im Zimmer ihres Sohnes einen Brief, in dem es hieß: „Forscht nicht nach mir, Ich gehe in's Ausland und kehre nicht mehr zurück.“ Trotz zahlreicher Anrufe, die in Zeitungen aller Welt erlassen wurden, blieb er verschollen. Ein kleines Vermögen wurde für diese Inserate angewendet, aber alles vergebens. Nachdem auch Frau Kersten, wie die „Allg. Fleischerztg.“ berichtet, kürzlich gestorben ist, bleibt die gesamte beträchtliche Erbschaft zur Verfügung des verschollenen Sohnes.

Nachdenkliches.

Es gibt streitsüchtige Menschen, die ihre Meinung ändern, wenn man ihnen beistimmt.

* * *

Sich nützlich zu machen ist die Miete, die wir für den Raum auf Erden zu zahlen haben.

* * *

Kleider machen Leute; aber Kleider verraten manchmal mehr, als einem lieb ist!

* * *

Ehe ist das ungelöste Problem der Herrschaft zu zweien.

* * *

Frauen nehmen gern Hut an, wenn sie ihn nicht zu befolgen brauchen.

* * *

Zufriedenheit ist die Fähigkeit, nicht nach anderen zu schauen, denen es besser geht.